

2025

FAW Forum

Verletzlichkeit als Ressource – Eine interdisziplinäre Erkundung



FAW
Forum

FAW gGmbH, Gesellschaft zur
Förderung altersgerechten Wohnens
(Hrsg.)



Die FAW gGmbH, Gesellschaft zur Förderung altersgerechten Wohnens, kümmert sich seit 1997 als gemeinnützige Gesellschaft um ambulant betreute Wohngemeinschaften für betreuungsbedürftige ältere Menschen. Sie begleitet und verwaltet diese alternative Wohnform mit der Zielsetzung, für die Betroffenen ein Umfeld mit einem hohen Maß an Lebensqualität zu schaffen.

Die FAW gGmbH tritt als Generalmieterin auf und nicht als Eigentümerin. Das heißt, es werden ganze Wohnungen oder Häuser von Eigentümern angemietet und nach altersgerechten Umbaumaßnahmen weitervermietet. Mit den Bewohner*innen werden Einzelmietverträge für die jeweiligen Zimmer inklusive anteiliger Gemeinschaftsflächen geschlossen. Darüber hinaus erfüllt die FAW gGmbH Aufgaben einer Hausverwaltung.

Das FAW Forum

Seit 2016 veranstaltet die FAW gGmbH jährlich einen Fachtag zur Weiterqualifizierung und zur Reflexion des eigenen Handelns für Angehörige aller Pflegeberufe. Bei den Veranstaltungen werden besondere Fragestellungen zu den Themen Demenz und Versorgung von Menschen in altersgerechten Wohngemeinschaften aufgegriffen und diskutiert.

Das FAW Forum 2025

Menschliche Verletzlichkeit steht im Zentrum aller Pflegetätigkeiten. Oft wird Verletzlichkeit nur mit Schwäche verbunden. Doch sie kann auch eine Quelle von Stärke, Kreativität und gesellschaftlichem Wandel sein. Um diesen Potenzialen auf die Spur zu kommen, brachte unsere Veranstaltung am 10. Juli 2025 renommierte Schriftstellerinnen, Pflegewissenschaftler*innen und Künstler*innen zusammen, die neue Perspektiven auf das Thema erkundeten.

Dokumentation FAW Forum 2025 „Verletzlichkeit als Ressource–Eine interdisziplinäre Erkundung“

1. Auflage 2026

FAWverlag, Bülowstraße 71–72, 10783 Berlin

E-Mail: info@faw-demenz-wg.de

Telefon: 030 4404–4308

Fax: 030 4404–7013

INHALT

Prof. Dr. Günter Meyer

Einführung

4

Annika Reich

Die Festung ist ein Zusammenbruch

9

Marica Bodrožić im Gespräch mit Prof. Dr. Günter Meyer

„Die Benennung des Unzumutbaren ist schon die Hoffnung“ –
Über die Kraft der Verletzlichkeit

17

Verletzung oder Chance? – Theaterprojekte mit Menschen mit Demenz

Erpho Bell

35

Verletzlichkeit in der Pflege – Herausforderung und Chance zugleich

Dr. Berta M. Schrems

47

Diversitätskompetenz im Gesundheitswesen: Verletzlichkeit als Ressource erkennen

Prof. Dr. Ilka Benner

58

Literaturverzeichnis

63

Einführung

Prof. Dr. phil. Günter Meyer

Professor für Psychiatrische Pflege, Fakultät Gesundheitswesen an der Ostfalia Hochschule für angewandte Wissenschaften in Wolfsburg. Kulturwissenschaftler und Historiker, Krankenpfleger, Geschäftsführer Meyer & Kratzsch GmbH



Prof. Dr. Günter Meyer

Das FAW Forum hat inzwischen Tradition. Seit einigen Jahren treffen wir uns einmal im Jahr, um auch zu übergeordneten Themen miteinander ins Gespräch zu kommen. Wir möchten damit die Möglichkeit eröffnen, *out of the box* zu denken. Die meisten von uns arbeiten in der Pflege oder in der sozialen Arbeit, und bei diesem Forum geht es darum, uns gegenseitig zu unterstützen, zu inspirieren und neue Ideen für diese Arbeit zu entwickeln. Unser Ansatz ist dabei interdisziplinär beziehungsweise transdisziplinär. Wir bringen hier ganz unterschiedliche Akteure, Referent*innen und Teilnehmende zusammen.

Unser heutiges Thema ist Verletzlichkeit.

Ich möchte mit einem Bild des griechischen Tempels von Delphi beginnen. Es ist der Apollontempel und dort steht ein Spruch, der die westliche Philosophie wesentlich geprägt hat – γνῶθι σεαυτόν, Gnôthi seautón. Also: Erkenne dich selbst. Das passt als Leitspruch für diese Publikation, denn wir wollen eine Reise durch die Literatur, durch Theater, Philosophie, durch die Sozialwissenschaften und die Pflegewissenschaften antreten, um über Verletzlichkeit oder Vulnerabilität nachzudenken. Unsere Fragestellung soll sein: Kann man durch eine Form der – auch emotionalen – Selbstreflexion Empathie fördern? Können wir Empathie lernen und so auch die Fähigkeit entwickeln, auf Augenhöhe mit Klient*innen und Patient*innen zu kommunizieren? Denn das ist unser Anspruch: Wir wollen gleichberechtigt mit Klient*innen kommunizieren und nicht als vermeintliche Expert*innen von oben herab. Dazu müssen wir Verletzlichkeit als eine menschliche Konstante begreifen, die uns allen gemeinsam ist. Nur dann können wir uns bis in sehr vulnerable Situationen hinein auf Augenhöhe begegnen.

In der Antike wurde Verletzlichkeit als ein wesentlicher Bestandteil des Menschseins verstanden, und zwar körperlich wie auch seelisch und existenziell. Philosophie und Literatur haben immer wieder versucht, zu erkunden, ob wir aus Verletzlichkeit Stärke entwickeln können. Dabei ging es um die Entwicklung der Tugenden, die Schärfung der Vernunft oder den Appell zu Gelassenheit. Verletzlichkeit ist nicht nur eine Frage der Schwäche, sondern auch eine Quelle von Stärke.



Abb. 1, Ruinen des Apollontempels von Delphi – noch immer eindrucksvoll, doch die berühmte Inschrift ist hier nicht mehr zu finden. Foto: Jebulon



Abb. 2, „Erkenne dich selbst“, hier im Mosaik in einer alten römischen Kirche. Foto: Michael Hurst

Der Mensch soll sich seiner Sterblichkeit, Begrenztheit und Fehlbarkeit bewusst werden – das ist ein wichtiger Gedanke der Vorsokratiker. Wir können das auch als Aufforderung lesen, uns immer wieder zu hinterfragen, auch in unserer täglichen Arbeit. Dass wir unsere Endlichkeit mitdenken, kann dazu beitragen, dass wir nicht aufgrund unserer eigenen Gesundheit und Stärke ein Gefühl der Überlegenheit entwickeln, sondern vielmehr eine gewisse Demut behalten bei der Arbeit in der Pflege und der sozialen Arbeit.

In den Zusammenhang gehören für mich auch die Aufforderungen, uns ständig selbst zu optimieren. Der Rat, Sport zu machen und sich ausgewogen zu ernähren, ist ja einerseits durchaus ein wichtiger Ansatz für die Gesundheit. Aber wenn die Selbstoptimierung zu einer moralischen Norm erhoben wird, wird die Verwundbarkeit verdrängt und in der Folge unsere Neigung zu Überlegenheitsgefühlen noch verstärkt, auch im Kontext von Pflege und Medizin. Hier gilt es, uns durch Reflexion unserer eigenen Verletzlichkeit nicht nur bewusst zu werden, sondern sie auch zu akzeptieren, so dass wir dann auch im pflegerischen Kontext wiederum in der Lage sind, auf Augenhöhe mit den Patienten zu kommunizieren. Wir alle sind von Natur aus verletzlich. Das ist die Kernthese.

Wenn wir über das Thema Verletzlichkeit im Kontext von Pflege nachdenken, müssen wir einen weiteren Aspekt mitdenken: Aus Angst vor dem Verlust ihrer Autonomie wollen Patient*innen oft die eigene Verletzlichkeit nicht mit uns thematisieren. Viele verzichten auf Hilfe und Unterstützung, weil sie die Sorge haben, sie könnten ihre

Fähigkeit, ihr Leben selbst zu bestimmen, verlieren. Aber steht Verletzlichkeit wirklich im Gegensatz zur Autonomie? Giovanni Maio postuliert Folgendes: „Der Mensch ist eben in seiner Autonomie immer zugleich auch verletzlich.“¹ Unsere Autonomie ist per se von Verletzlichkeiten durchzogen, und zwar nicht nur, weil Autonomie fragil und zerbrechlich ist, sondern weil unsere Verletzlichkeit auch in den Momenten höchster Souveränität nicht abgestreift werden kann. Es gibt keine hundertprozentige Autonomie. Auch wenn wir glauben, gesund und selbstbestimmt leben zu können, sind wir immer auch verletzlich und immer auch abhängig.

Und damit kommen wir wieder zu unserem pflegerischen Alltag zurück, wo die Förderung von Resilienz ein wichtiges Anliegen ist – bezogen auf die Klient*innen, aber eben auch auf die Pflegenden. Man denke an Empowerment, an Recovery, an *Tidal*- bzw. Gezeitenmodelle. In der psychiatrischen Pflege sind diese Modelle bekannt. Auch hier geht es immer darum, dass wir unseren Klient*innen auf Augenhöhe begegnen. Wir haben den Anspruch, die Sprache der Klient*innen zu respektieren, und wollen nicht mit einer vermeintlichen Expertensprache eine asymmetrische Beziehung aufbauen. Dabei sind wir aber auch gefordert, die Patientin bzw. den Klienten dabei zu unterstützen, ihrerseits Krisen, Stress und Widrigkeiten besser bewältigen oder sogar dauerhaft durchbrechen zu lernen.

Der Psychiater und Holocaustüberlebende Viktor Frankl ist einer der Begründer der Resilienzforschung. Er besteht darauf, dass wir uns grundsätzlich als verletzbare Wesen betrachten müssen. Für Viktor Frankl ist Leiden kein pathologischer Zustand, vielmehr sind Leiden und auch die Verletzlichkeit Bestandteile der menschlichen Exis-



Abb. 3, Edvard Munch: Der Schrei, wohl 1910, Tempera und Öl auf Karton, Munch-Museum, Oslo. Foto: unbekannt (Wikipedia Commons)



Abb. 4, Hagesandros, Athanadoros, Polydoros: Laokoon und seine Söhne, frühes 1. Jh. v. Chr., Marmor, Nachbildung nach hellenistischem Original von ca. 200 v. Chr., Vatikanische Museen Rom. Foto: Livio Andronico 2014



Abb. 5, Matthias Grünewald: Isenheimer Altar, Öl auf Holz, 1512–1516, Unterlinden-Museum, Colmar. Foto: Gsimonov

tenz. In seinem Hauptwerk ... *trotzdem Ja zum Leben sagen* schreibt er, der Mensch sei das Wesen, das immer entscheidet, und er entscheide auch dann, wenn er in äußerster Bedrängnis ist. Viktor Frankl hat dies selbst im Konzentrationslager erlebt und er zeigt, dass gerade auch in einer Situation der äußersten Ohnmacht der Mensch immer noch eine Entscheidung treffen kann. Das ist in meinen Augen eine sehr große und auch sehr ermutigende Einsicht: Unsere Freiheit kann auch im Moment der größten Verletzlichkeit nie ganz gebrochen werden. Wir können uns immer noch entscheiden.

Auch in der Kunst wird Verletzlichkeit immer wieder thematisiert. In den großen Museen weltweit finden sich zahlreiche Werke aus allen Zeiten, die sich mit Verletzlichkeit und Vulnerabilität auseinandersetzen. Eines der berühmtesten Beispiele ist ein Bild aus der Zeit um 1900, Edvard Munchs *Der Schrei*, aus dem Angst und existenzielle Not quasi heraustönen. Ein ganz anderes, viel älteres Beispiel ist der Isenheimer Altar. In den Darstellungen von Jesus am Kreuz sowie des toten Jesus mit den Trauernden ringsum hat der Künstler Matthias Grünewald das Leiden geradezu greifbar gemacht, fordert er uns als Betrachter*innen auf, durch das Leiden zu einer spirituellen Erneuerung zu gelangen. Das klingt für uns heute vielleicht etwas fremd, und doch thematisieren ja auch wir oft Leiden und auch Angst in dem Sinne, dass wir versuchen, daraus eine Stärke und manchmal eine spirituelle Erneuerung zu gewinnen – was immer man mit dem Begriff Spiritualität dabei verbinden mag. Der Umgang mit Leid und Schmerz kann also durchaus sehr unterschiedlich interpretiert werden.

Für die Situation der Pflegenden stellt in meinen Augen die Laokoon-Gruppe ein gutes Bild dar. Es ist eine Skulptur aus dem ersten Jahrhundert vor Christus, ein typisches

Beispiel der hellenistischen Kunst. Es gilt als ein Werk von drei rhodischen Bildhauern. Der trojanische Priester Laokoon mit seinen Söhnen wird von Schlangen erwürgt. Was ist passiert? Laokoon war ein Priester in Troja und hat ebenso wie Cassandra vor dem Überfall und auch vor dem hölzernen Pferd der Griechen gewarnt. Die Götter, die die Griechen unterstützt haben, waren natürlich erzürnt und haben daher den Priester mit einer Strafe belegt: Er wird mit seinen Söhnen gequält und erwürgt. Für mich ist an der Darstellung wichtig – und hier lässt sich auch ein Bezug zu Viktor Frankl herstellen –, dass der Priester auch in diesem Moment der Not seine ethische Freiheit und Standhaftigkeit bewahrt. Er bleibt sich treu und das spiegelt sich in der Würde wider, die in dieser Skulptur zum Ausdruck kommt. In der Pflege erleben wir häufig Situationen, in denen wir von – realen oder scheinbaren – Notwendigkeiten in den Griff genommen werden wie von würgenden Schlangen: Finanzielle und Personalknappheit, das hierarchische System im Krankenhaus – viele Faktoren setzen Pflegekräfte unter Druck und beeinträchtigen die Arbeit mit den Patient*innen. Und die Frage ist, ob wir es schaffen, dass wir unsere ethische Verantwortung und unsere ethischen Richtlinien nicht aufgeben. In diesem Sinne möchte ich diese Skulptur praktisch wie eine Matrix für die Diskussionen auf unserem diesjährigen FAW Forum betrachten. Dabei freue ich mich, dass wir Verletzlichkeit in einem sehr umfassenden und keineswegs auf Krankheiten begrenzten Sinne anschauen werden. So wird es auch um Trauma und Ohnmacht gehen, um Kriege, Migration, Ausgrenzung und Stigmatisierung.

Die Schriftstellerinnen Annika Reich und Marica Bodrožić setzen sich in ihrer Literatur mit dem Thema auseinander – und sie werfen in diesem Band genau aus ihrer Sicht auf Literatur und aus ihrer Arbeit mit Literatur einen Blick auf die entsprechenden Fragen. Erpho Bell ist zugleich Kunsthistoriker und freischaffender Theatermacher bzw. Regisseur. Er stellt ein Projekt über Theater mit Menschen mit Demenz vor und zeigt, wie man die Verletzlichkeit dieser besonderen Teilnehmenden im Theaterrahmen auch zu einer Stärke entwickeln kann. Zwei Wissenschaftlerinnen zeigen, wie der Diskurs über Verletzlichkeit und Pflege in der Wissenschaft geführt werden kann – und wo bisher auch Grenzen liegen: Die Privatdozentin Bertha Schrems, Autorin eines Buchs über Vulnerabilität, beleuchtet systematisch die Bedeutung von Verletzlichkeit in der Pflege. Die Bildungswissenschaftlerin Ilka Benner führt in die besondere Thematik Vulnerabilität und Verletzlichkeit bei LGBTQ-Menschen und dessen Berücksichtigung in der Ausbildung ein, auch das ein Thema, das uns in der Medizin und Pflege beschäftigen sollte.

Ich wünsche viel Vergnügen und ein gerüttelt Maß Inspiration bei der Lektüre dieser Publikation.

Die Festung ist ein Zusammenbruch

Annika Reich

Schriftstellerin und Mitinitiatorin und Leiterin von WIR MACHEN DAS und Weiter Schreiben; sie veröffentlicht Romane und Kinderbücher.

„Weiter Schreiben“ ist ein Programm für Autor*innen, die in Deutschland im Exil leben. Es ist ein Teil des Vereins WIR MACHEN DAS, den ich vor zehn Jahren mit einem Netzwerk von hundert Frauen aus Kunst, Kultur, Wissenschaft und öffentlichem Leben gegründet habe. Ich schreibe selbst Romane und leite dieses Programm. Es ist also ein Programm von Autor*innen für Autor*innen.

Ich möchte etwas über die Arbeit mit geflüchteten Menschen erzählen, aber auch etwas darüber, was diese Arbeit mit mir gemacht hat und warum ich denke, dass ich sie nur machen konnte und kann, weil ich in meine eigene Verletzlichkeit aufgebrochen bin. Es ist eine Verletzlichkeit, die nicht privat sein darf und persönlich sein muss; oder um es über das Prinzip der Solidarität zu erklären: Ich muss eine Person nicht mögen, um mit ihr solidarisch zu sein. Das private Prinzip wäre also das der Freundschaft und das politische Prinzip das der Solidarität. Genauso ist es mit der Verletzlichkeit: Das private Prinzip wäre eine Offenheit und Verletzlichkeit gegenüber Freund*innen, das politische Prinzip wäre eine Offenheit und Verletzlichkeit gegenüber der Welt. Diese Verletzlichkeit wird persönlich, muss persönlich sein, aber nicht in dem Sinne, dass sie mich in meiner Privatheit angreift. Sonst wäre sie nicht durchzuhalten. Diese Grenze ist schmal, aber wichtig, wenn man die Arbeit mit geflüchteten Menschen auf Dauer machen möchte. Ihnen, die Sie in der Pflege arbeiten, muss ich diese Grenze nicht erklären, aber für mich, die ich früher nur als Autorin gearbeitet habe, war und ist sie schwierig einzuhalten.

Ich möchte Ihnen erzählen, warum ich in der aktuellen politischen Situation die Abschottung und das Bauen von Festungen, Mauern, Zäunen und Grenzen für eines der größten Probleme halte. All das geschieht, um sich vermeintlich zu schützen. Doch dieser vermeintliche Schutz ist ein Zusammenbruch, ein Zusammenbruch der Werte, auf die unser Wertesystem vermeintlich gebaut ist.

Die Frage ist natürlich: Wer ist das Wir in diesem unserem Wertesystem? Und auch hier höre ich meine Fragen nicht nur für meinen Kontext, sondern auch für Ihren der Pflege. Denn Grenzen (im guten und im schlechten Sinne) und die Frage, wie man sie

weder zu Festungen umbaut noch so weit abschmelzt, dass der Schutz fehlt, sind etwas, mit dem auch Sie täglich zu tun haben.



Doch was genau machen wir bei „Weiter Schreiben“? „Weiter Schreiben“ ist eine literarische Plattform für Autor*innen aus Kriegs- und Krisengebieten. Seit 2017 übersetzen, illustrieren und publizieren wir ihre Lyrik und Prosa. Die Texte – übertragen vor allem aus dem Arabischen, Persischen und Ukrainischen – erscheinen auf unserem Onlineportal www.weiterschreiben.jetzt auf Deutsch sowie im Original. Wir verbinden Schriftsteller*innen im Exil mit deutschsprachigen Autor*innen in Tandems, die langfristig zusammenarbeiten und sich persönlich, literarisch und politisch austauschen, und veranstalten gemeinsame Lesungen. Wir tun das, weil

das Weiterschreiben, Weitergelesen- und-gehörtwerden für Schriftsteller*innen existenziell ist – und weil wir die Texte als unschätzbare Bereicherung der hiesigen Literaturlandschaft begreifen. In den vergangenen acht Jahren sind insgesamt 26 Bücher der Autor*innen von „Weiter Schreiben“ in Verlagen im deutschsprachigen Raum erschienen.

2017 haben wir Autor*innen aus Kriegs- und Krisengebieten gefragt, was sie sich wünschen. Die Antwort, die wir am häufigsten bekommen haben, lautete: „weiterschreiben“. Weiterschreiben zu können, heißt aber auch, weiter gelesen zu werden. Denn das Schreiben und das Gelesenwerden gehören zusammen. Man schreibt nicht für sich, man schreibt aus sich heraus. Für Autor*innen ist es elementar, dass der Prozess des Schreibens nicht abbricht. Schreiben ist nicht nur eine Kunst, es ist auch eine Lebensform, eine Art, die Welt wahrzunehmen, sie sich begreiflich zu machen und sich dadurch in Beziehung zu setzen mit ihr. Das gilt für Autor*innen aus Kriegs- und Krisengebieten in besonderem Maße. Für sie ist der Schreibprozess durch die politische Situation nicht nur unterbrochen worden, das Schreiben ist für einige von ihnen sogar lebensgefährlich geworden. Mussten sie ihre Heimat verlassen, bricht zudem oft der eigene Sprachraum weg, dann ist es umso wichtiger, mit Übersetzungen eine Brücke in den neuen Sprachraum hinein zu bauen.

„Weiter Schreiben“ hat für uns aber auch noch eine zweite Bedeutung: Denn es beinhaltet neben dem zeitlichen Kontinuum auch eine räumliche Ausdehnung, eine Erweiterung der Perspektive. Allzu oft fehlen die Stimmen von Menschen, die hierher geflohen sind, in der öffentlichen Debatte, meist wird über sie gesprochen und nicht mit ihnen. Die Autor*innen, die hier versammelt sind, lassen das nicht zu. Sie ergreifen selbst das Wort und erweitern die durch den dominanten medialen Diskurs geprägten Vorstellungswelten. Ihre Texte vertiefen den transkulturellen Dialog und durch-

kreuzen so Stereotype und Lesegewohnheiten. Der Brückenschlag geht also in beide Richtungen, denn auch die meisten Deutschen haben kaum Zugang zu arabischen und persischen Lebensräumen und kulturellen Traditionen wie denen im Iran und in Afghanistan; die meisten wissen kaum etwas über arabisch- oder persischsprachige Literatur. Darüber, wie der Alltag in Kriegs- und Krisengebieten sich gestaltet, weiß man oft noch viel weniger.

„Wenn wir mehr wüssten von dem, was andere wissen, und wenn wir dieses Wissen in gemeinsam erzählten Geschichten auch anderen zur Verfügung stellen könnten, dann würde – vielleicht – hier und dort das Wissen die Empathie wecken, und die Empathie das Handeln, das Handeln würde aber das Wissen nicht unnütz werden lassen“, schrieb Saša Stanišić in einem Beitrag für unser Programm.

Gegründet, um nach Deutschland geflohenen Schriftsteller*innen die Ankunft im Land und auf dem Buchmarkt zu erleichtern, hat „Weiter Schreiben“ von Anfang an auf persönliche Begegnungen und Netzwerkbildung gesetzt. Wir verleihen den Exil-Autor*innen keine Stimme, sie haben eine. Wir schaffen vielmehr die Möglichkeit, dass diese Stimmen gehört werden. In der deutschen Öffentlichkeit wird zu viel über geflüchtete Menschen gesprochen und zu wenig mit ihnen, wir hören zu viel über sie und zu wenig von ihnen.

Geflüchtete Menschen werden oft über ihren Mangel definiert und nicht über ihre Stärken. Nicht zuletzt ihre Verletzlichkeit wird mit Mangel assoziiert, statt die Stärken darin zu sehen. Die Perspektiven, das Erfahrungswissen fehlen im deutschen Diskurs – geflüchtete Menschen können sie beitragen. Es fehlen tragende Verbindungen. Erst wenn Menschen gehört, anerkannt, gebraucht und einbezogen werden, wird es möglich, auch gemeinsam etwas zu verändern. Und verändern können wir nur gemeinsam.

Eins der Potenziale von Literatur ist: so von der Welt zu erzählen, wie sie auch sein könnte – und zwar nicht als „Als ob“, sondern als realer Möglichkeitsraum. Als Prototyp von Realität. Literatur schafft imaginäre Möglichkeitsräume, indem sie zeigt, dass die Realitäten, von denen sie spricht, ausgedacht sind. Dass es Realitäten gibt, die nicht abbilden, sondern vorgreifen. Lesen oder hören wir diese Geschichten, kann ein gemeinsamer Erfahrungsraum entstehen. Demokratie braucht dieses Vermögen: die Welt als Summe aller möglichen Weltansichten zu begreifen. Und die transformative Kraft von Solidarität, auf der eine offene Gesellschaft fußt, liegt nicht nur in ihrer Kritik an Ungerechtigkeit, sondern auch in ihrer Vorstellungskraft, die Welt anders zu machen. Kritik ist essenziell, und wenn man wie wir seit knapp zehn Jahren mit und für geflüchtete Menschen arbeitet, ist die politische Entwicklung kaum auszuhalten, und trotzdem oder vielleicht gerade deswegen konzentrieren wir uns auf die Vorstellungskraft.

Als Widerstand. Als Öffnung. Als Möglichkeit. Wir sind dabei, um es mit Antonio Gramsci zu sagen: „pessimistisch im Verstand und optimistisch im Willen“.

Um solidarisch zu handeln, muss es weder ein Gefühl der Gemeinsamkeit geben noch muss man Erfahrungen teilen. Wir müssen uns (wie gesagt) nicht einmal mögen, wir müssen uns nur darauf einigen, dass es eine Verbindung zwischen Menschen gibt, auch zwischen Menschen, die wir nicht kennen und die uns vollkommen fremd oder anders sind. Einer unserer Ausgangspunkte ist eine Definition von Zugehörigkeit, die sich mit Hannah Arendt nicht an Nationalitäten oder Sprachen, sondern nur daran orientieren kann, wer gemeinsam handelt und spricht. Dazugehört, wer da ist.

Wie haben wir solche gemeinsamen Räume bei „Weiter Schreiben“ hergestellt?

Unsere erste Idee, eine Website mit allen möglichen Informationen zum Literaturbetrieb in mehreren Sprachen zu veröffentlichen, fand schon der erste aus Syrien geflüchtete Autor, mit dem ich sprach, Quatsch: Wieso sollte irgendjemand irgendeiner Website trauen? – Wie denn dann, fragte ich? – Na, so wie wir beide jetzt hier sitzen. Beide Schriftsteller*innen, es geht nur so: eins zu eins. Also bildeten wir die Tandems. In den Tandems findet literarischer Austausch statt – zum Beispiel in Form von Briefen.

Marica Bodrožić hat einen Briefwechsel mit der afghanischen Schriftstellerin und Psychologin Batool Haidari geführt, den Sie auf unserer Website unter dem Menüpunkt „Briefe“ nachlesen können. Es geht aber auch darum, die eigenen Netzwerke zu öffnen, Kontakte zu Verlagen herzustellen und gemeinsam mit den Exil-Autor*innen in hochrangigen Literaturinstitutionen und Festivals aufzutreten, bisher über 75 Mal. Deswegen veröffentlichen wir seither jeden Monat zwei Texte in Originalsprache und auf Deutsch online. Es sind inzwischen über 150 Texte von achtzig Autor*innen erschienen. Um die Autor*innen zu finden und sie auch in ihren Muttersprachen zu betreuen, arbeiten wir mit Literaturvermittler*innen aus den Kriegs- und Krisengebieten zusammen. Von Anfang an, auch in der Konzeption. Auch hier gilt das Tandemprinzip. Es gibt eigenständige Ableger in der Schweiz und in Afghanistan, wir waren bisher in neunzehn Ländern tätig.

Wir identifizieren Autor*innen nicht mit dem Bruch, den eine Flucht darstellt. Gerade das Schreiben ist oft etwas, was trotz der Flucht intakt bleibt. Batool Haidari, eine der zentralen weiblichen Widerstandsfiguren Kabuls, schrieb:

„Das Schreiben war der einzige Teil meines Lebens, der noch eine Kontinuität hatte. Dass ich weiterschreiben konnte, bedeutete für mich, dass ich weiter leben konnte: als eine Person, die ich gerne sein will, und nicht nur als eine Person, die vor den Taliban fliehen muss.“

Batool musste fliehen, mitten im Briefwechsel. Marica schrieb in ihrem ersten Brief etwas über die Gemeinsamkeit, die sich jenseits einer Freundschaft herstellt:

„Hier? Dort? Wir leben nicht mehr in einer Welt, in der dies getrennt werden kann. Hier ist dort und dort ist hier. Hierdort ist unser aller Ort geworden.“

Und im zweiten, nachdem Batool fliehen musste, schrieb Marica:

„Seitdem wir zusammengebracht wurden, kommt immer wieder der Gedanke in mir auf, dass wir in einer Welt leben, die uns gemeinsam ausmalt, ein Gemälde wird, von dem auch Du sprichst – selbst in dieser Lage, in die Du versetzt worden bist, als Du im Taxi den schwärzesten Sommer Deiner Zeit erlebt hast, auf dem Weg zu der Grenze, die, wie jede Grenze, das spiegelt, was die Menschen in sich tragen. Batool, wie erträgst Du diese Gewalt? Ich bin zutiefst bewegt davon, dass Du selbst im äußersten Notfall – als Du Kabul verlassen musstest – meinen Brief gelesen und wieder an Viktor Frankl gedacht hast, dass er zu mir und dann zu Dir gesprochen hat und Du wieder zu mir gesprochen hast. Ich konnte nicht wissen, dass Dir seine Bücher bekannt sind. Aber das überrascht mich nicht, etwas in mir, dieser Funke, hat mich innerlich Euch beide verbinden lassen. Dein brückenbauender Geist hat diese Verwandtschaft lange noch vor der Katastrophe ausfindig gemacht.“

Ich kann Ihnen diesen Briefwechsel nur ans Herz legen. In ihm scheint auf, um was es uns geht: Wir wollen mit „Weiter Schreiben“ exemplarisch zeigen, dass es möglich und für alle Seiten bereichernd ist, unsere Welt zu teilen, dass Autor*innen, die nach Deutschland fliehen mussten, hier nicht nur weiterschreiben können, sondern dazugehören, dass sie nicht etwas dem deutschen Literaturbetrieb Äußeres sind. Teilen, nicht helfen.

In allen „Weiter Schreiben“-Projekten geht es darum, Beziehungen aufzubauen, die tragen, Verbindungen, die wirken. Dass Autor*innen, die für ihr Recht auf freie Meinungsäußerung und für ihre Hoffnung auf Demokratie, Freiheit und Menschenrechte ins Gefängnis gehen und/oder fliehen mussten, weiter gehört werden können. Wir wollen den deutschen Literaturbetrieb erweitern, gemeinsam mit den Autor*innen aus Syrien, Irak, Iran, Südsudan, Eritrea, Jemen, Afghanistan und der Ukraine. Meine Arbeit für „Weiter Schreiben“ hat mein eigenes Leben auf den Kopf gestellt. Ich habe bis 2015 ein ganz anders Leben geführt, Romane geschrieben, an Universitäten unterrichtet und ein feministisches Netzwerk geführt. Ein Leben, das sehr konzentriert war, die meiste Zeit allein mit mir, meinen Gedanken, meinem Schreiben. Uni und Netzwerkarbeit nur hineingesprenkelt in dieses leise Leben. So wäre es ewig weitergegangen, wenn ich nicht 2015 mit einem meiner blinden Flecken in Berührung gekommen wäre. Der blinde Fleck ist der Punkt, von dem aus ich sehe, den ich aber selbst nicht sehen

kann. Er ist im Inneren Außen. Ich bin überzeugt, dass man sich ihm nur körperlich nähern kann, also nur über die Wahrnehmung, die körperlich gebundene Erfahrung. Alle meine wirklich weltöffnenden Erkenntnisse beruhen auf Erfahrungen, die ich über die Nahsinne gemacht habe, nicht über Sinn und Verstand.

Es gab Momente in meinem Leben, in denen ich so erschüttert war, dass meine Wahrnehmung der Welt und mein eigener Standpunkt verrutscht sind. In diesen Momenten des Aufbrechens blitzten kurz meine blinden Flecken hervor oder vielmehr: Erst durch diese Momente habe ich wahrgenommen, dass es sie überhaupt gibt. Meist blieb es dabei – eine Erschütterung, eine Ahnung, mehr nicht.

Dann 2015, als in der Nähe meiner Berliner Wohnung tausende Menschen, die aus dem Krieg hierher geflohen waren, tagelang auf dem Boden lagen, Familien in den Parks schliefen und teilweise nicht einmal mit dem Nötigsten versorgt waren, ist wieder ein Teil von mir aufgebrochen. Das Neue an dieser Erfahrung war, dass es nicht bei einer kurzen Erschütterung und einer blitzartigen Erkenntnis blieb, sondern dass ich dabei blieb, aufzubrechen. Ich habe dann mit hundert Frauen des feministischen Netzwerks zusammen WIR MACHEN DAS gegründet. Der Gründung ging also ein Moment der Verletzlichkeit bei mir selbst voraus, dem dann das Sehen von Verletzlichkeit bei anderen folgte.

Seither kann ich mein eigenes Angekommensein in meinem Selbstverständnis als weltoffene, die Rechte des Einzelnen achtende Europäerin erkennen und den Preis, den andere dafür bezahlen. Natürlich wusste ich auch davor, was der Preis für mein eigenes Angekommensein war. Ich wusste um die anhaltende Kolonialität, um den strukturellen Rassismus und den christlich-weißen Reinheitsgedanken Europas.

Ich kannte die Schattenseiten des sich als humanistisch und aufgeklärt verstehenden Europas, ich wusste um die Schattenseiten meiner Identifizierung. Und doch gab es einen Teil in mir, der bis dahin nicht erfahren hatte, was das wirklich bedeutet. Ich habe meine Privilegien nur hinterfragt, aber nie von ihnen abgesehen, weil sie der Punkt waren, von dem aus ich sie hinterfragt habe. Im Inneren Außen.

Vertreibung und Flucht sind eine Möglichkeit meines Lebens – so wie Angekommen sein und Sicherheit eine Möglichkeit des Lebens von Menschen sind, die hierher fliehen. Ich habe diese Kippfigur, die für so viele Erfahrungen von Not gilt, vor zehn Jahren wirklich verstanden. Und ich kann mir gut vorstellen, dass Sie alle, die Sie in der Pflege arbeiten, mit dieser Kippfigur täglich zu tun haben. Bei mir war das aber lange nicht so. Bis vor zehn Jahren muss es einen (unbewussten) Teil in mir gegeben haben, der dachte, es gäbe einen Grund für meine Sicherheit; und dieser Grund lag, dessen bin ich mir inzwischen sicher, in meinem positiven Selbstverständnis als Europäerin. Ich muss also gedacht haben, es verdient zu haben, in Sicherheit zu leben, weil ich als

Europäerin für diese Sicherheit einstehe, weil Europas Wertesystem dafür sorgte. Ich finde diese Einschätzung inzwischen nicht nur schwer erträglich, ich kann sie kaum noch nachvollziehen.

Bis zum Sommer 2015 ist mir der Krieg nur nah gegangen, aber noch nie nah gekommen. Es kommt mir inzwischen so unwahrscheinlich vor, dass man so lange leben kann, ohne mit dieser Seite des Lebens konfrontiert gewesen zu sein, aber es war so. Seither ist es anders.

Meine Arbeit mit geflüchteten Autor*innen bei „Weiter Schreiben“ ist also einmal eine Arbeit mit Menschen, die ankommen und nicht ankommen können. Aber es ist genauso eine Arbeit, die mich aus meinem Angekommensein in die Verletzlichkeit hinein aufbrechen ließ und lässt. In die Verletzlichkeit, die ich als Stärke wahrnehme, ohne die ich meine Arbeit nicht machen könnte. Meine Geschichten des Immer-schon-Angekommenseins hängen also mit den Schwierigkeiten des Ankommens der Menschen, die hierher geflohen sind, zusammen.

Wenn ich übers Ankommen nachdenke, dann muss ich darüber nachdenken, was der Hass auf die Figur des „Flüchtlings“ und das Abschotten Europas mir über meine eigene Geschichte des Verortetseins als Europäerin erzählt. Wie viel dieses Angekommensein in einem relativ positiven und weitgehend unerschütterten Selbstbild als Europäerin damit zu tun hatte, dass ich so lange dachte, Europa wäre offen und solidarisch und seine Werte von Vielfalt und Freiheit, Solidarität und Frieden galten und gelten trotz allem. Trotz der ertrinkenden Menschen im Mittelmeer, trotz des ausgesetzten Familiennachzugs und der Gesetzesverschärfungen, trotz der Zäune, der Zustände auf den griechischen Inseln, der Unterbringungen hierzulande in abgeschotteten Containern, trotz Frontex und der libyschen Lager. So wie Integration das falsche Konzept ist, weil es nur von einer Richtung aus denkt, so ist auch Ankommen, wenn es nur das (Nicht-)Ankommen der Anderen denkt, falsch. Die Festung Europa, schrieb ich einmal in einem Briefwechsel mit der Schriftstellerin Zeruya Shalev, ist ein Zusammenbruch. Denn Europa ist, wenn es sich verschließt, eine offene Frage. Die Abkapselung in der Illusion einer sicheren Welt funktioniert nicht mehr. Für mich nicht, für viele andere auch nicht. Ich übe nun also einen Blick auf die Welt aus einem desillusionierteren Selbstverständnis heraus, einem Blick der politischen Verletzlichkeit.

Vielleicht ist diese Ungeübtheit in eingestandener Verletzlichkeit auch ein Grund für die Angst, die in Europa umgeht und alles nach rechts dreht. All das, worauf Europa so stolz ist – Aufklärung und Demokratiegeschichte, Humanismus und Weltoffenheit –, wird in Europa durch den Umgang mit den Geflüchteten unterminiert. Vielleicht schieben viele Menschen deswegen den Geflüchteten die Schuld zu, um ihren blinden Fleck und damit die vermeintliche Stabilität nicht verlassen zu müssen. Nur: Wie erschüttert man diese Menschen so, dass sie das sehen und nicht noch weiter dichtmachen?

Die Figur des „Flüchtlings“ fördert etwas zutage, das schon lange und tief in Europas Mitte verankert ist. Wenn ich jetzt auf die rechtspopulistischen Parteien zeige, dann agiere ich immer noch aus dem blinden Fleck heraus, aus dem Europa sich seiner Werte so gewiss sein kann. Es liegt jetzt an mir selbst. An der so genannten „Mitte“, nicht an den Geflüchteten und auch nicht an den Rechtsradikalen. Ich versuche das jeden Tag zu verstehen.

Ich habe nach und nach meine Schamgefühle für meine eigene Naivität abgelegt, für mein Nichtwissenwollen, dafür, dass ich mir dieses Nichtwissenwollen geleistet habe, ohne es zu merken. Ich habe aufgehört, mich zu schämen, um nicht weiter auszuweichen. Ich habe mich entschieden auszuhalten, dass gerade das, was ich als besonders stabil empfunden habe, fragil ist, dass diese Fragilität mich persönlich betrifft und dass sie keine Phase ist. Ich will nicht vom Nichtwissenwollen in das Nichtstun können fliehen. Also bin ich aktiv geworden, als Autorin für Autor*innen, und versuche so die Citizenship, von der ich bisher ausgegangen bin, selbst herzustellen. Ich muss aus dem (ungerechtfertigten) Gefühl, auf der „sicheren Seite“ zu stehen, heraustreten, muss die Verletzlichkeit aushalten und aus dieser Perspektive ein Europäischsein neu schaffen, das das Wertesystem, von dem ich ausgegangen bin, verkörpert.

Lange hat mir diese Vorstellung Angst gemacht. Dann habe ich mich entschieden, dass ich hinschauen muss und hinschauen kann. Und so stelle ich nur eine einzige Entscheidung nicht in Frage: die Entscheidung für Optimismus trotz allem! Es braucht gerade mehr denn je den Mut, die offene Gesellschaft weiter als Möglichkeit zu wünschen und sie nicht als eine nicht eingelöste Wirklichkeit zu denken. Es braucht eine Politik des Teilens und eine Poetik der Weite, um uns näher zu kommen, in dieser – einen Welt.
In diesem Sinne: Weiter, weiter!

„Die Benennung des Unzumutbaren ist schon die Hoffnung“ – Über die Kraft der Verletzlichkeit

Marica Bodrožić im Gespräch mit Prof. Dr. Günter Meyer. Lesung aus *Rebellion der Liebenden* und *Das Herzflorett*

Günter Meyer

Schön, Marica, dass wir hier miteinander sprechen. Ich stelle dich kurz vor: Du bist freie Schriftstellerin, lebst in Berlin, und in Mecklenburg-Vorpommern habt ihr auch ein kleines Domizil. Du schreibst nicht nur Romane, sondern auch Essays, Erzählungen und Gedichte. Du hast zahlreiche Preise bekommen. Ich kann da nur beispielhaft einige nennen, nämlich den Walter-Hasenclever-Literaturpreis, den Manès-Sperber-Preis oder auch – für dein Gesamtwerk – den Irmtraud-Morgner-Literaturpreis. Zudem lehrst du auch immer wieder als Gastprofessorin. Aus deinem umfangreichen Werk nenne ich mal nur vier Titel: *Das Herzflorett*, *Die Rebellion der Liebenden*, *Die Arbeit der Vögel* oder auch die *Mystische Fauna*.

Du bist als zehnjähriges Mädchen nach Deutschland gekommen, aus Dalmatien, wo du geboren bist. Du bist nach Deutschland gekommen und du hast kaum Deutsch gesprochen, oder? Das allein hat dich ja außerordentlich vulnerabel gemacht – Sprache als Grund für Verletzbarkeit, aber auch natürlich als Quelle der Kraft.

Marica Bodrožić

Wenn wir tief nach innen schauen, aber auch unseren Körper wahrhaft empfinden, ist die Verletzlichkeit eine helfende Konstante. Sie baut Brücken, zeigt das, was ich das aufrichtige Leben nennen möchte. Nicht nur im Alter von neun Jahren stand der Umzug in ein anderes Land für mich im Zeichen dieser Bewegung, schon im Mutterbauch gab es seine Ankündigung. Meine Mutter hat da schon in Hessen gelebt und ich habe das Deutsche im Mutterbauch gelernt oder gehört, war als Embryo umgeben von einem Bassin wundersamer Töne. Sprachwissenschaftler reden in solchen Fällen von einem linguistischen Hafen, und genau das ist die deutsche Sprache für mich. Vor meiner Geburt ist meine Mutter nach Dalmatien gegangen, ich bin dort geboren worden, in einem anderen sprachlichen Hafen. Meine Mutter ist dann wieder zurückgegangen und ich bin in verschiedenen Regionen im einstigen Jugoslawien groß geworden. Das heißt auch, ich bin in verschiedenen Dialekten groß geworden, in verschiedenen kleinen Sprachhäfen. Ich habe schon als kleines Kind drei Dialekte und eine Hochsprache gelernt, und zwar einfach, weil das die multikulturelle, multi-

ationale Region dieses Landes war. Insofern würde ich die Verletzlichkeit und diese Bewegung als eine sehr besondere Reise beschreiben. Eine Reise, auf der ich das genaue Sehen und Hören lernen durfte. Die Verletzlichkeit ist uns allen gegeben.

G. M.

Wir haben ja unser heutiges Gespräch mit dem Titel überschrieben: „Die Benennung des Unzumutbaren ist schon die Hoffnung“.

M. B.

Ja, das ist ein Zitat des Philosophen Hans Blumenberg, der mir sehr viel bedeutet – dieses Zitat ganz besonders.

G. M.

Wir haben dann dieses Zitat erweitert über die Kraft der Verletzlichkeit. Welche Rolle spielt die Sprache, um diese Kraft uns zu erarbeiten, oder auch, wie hilft sie, dass wir diese Kraft bekommen?

M. B.

Die Sprache ist immer mit unserem Bewusstsein verbunden. Sprache und besonders die Literatur transzendieren duale Sichtweisen, minimieren die Möglichkeit, nur in Gegnerschaft zu leben, sie fordern uns auf, in Öffnungen zu schauen. Die Sprache hat dieses Multiversum der menschlichen Existenz in sich, ohne es einfordern zu müssen, ist es schon da. Je länger ich schreibe, desto mehr übe ich mich qua Beruf darin, die Sichtweisen zu weiten und mein Leben aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten, in verschiedenen Verbindungen, in verschiedenen Bewegungen, in verschiedenen Zuständen. Und das allein ist schon eine bestimmte Form von Kraft.

G. M.

Du engagierst dich ja auch als Tandempartnerin bei „Weiter Schreiben“. Wir konnten eben auch etwas von diesem Briefwechsel hören.

M. B.

Ja, es ging dabei um einen Briefwechsel mit der aus Afghanistan stammenden Schriftstellerin und Psychologin Batool Haidari.

G. M.

Und da ist bei mir noch mal eine ganz besondere Form von Verletzlichkeit spürbar geworden – und dennoch eine unglaubliche Stärke. Magst du darauf noch mal kurz eingehen, auch auf diesen Briefwechsel?

M. B.

Ja. Das war eine der Aufgaben, die menschlich und geistig überaus wertvoll sind. Es war für mich auch sehr bewegend, mich nicht nur mit einem schreibenden Menschen aus Afghanistan auszutauschen, sondern auch die Erfahrung der Menschlichkeit zu machen und in einem ganz konkreten Sinne zu schauen, was eigentlich das Menschsein in der Begegnung bedeutet. In der wahren Begegnung, die dann entsteht, wenn wir nicht nur Scheingespräche führen. Das ist auch vor dem Hintergrund des Themas Verletzlichkeit für mich sehr wichtig, weil ich glaube, es ist sehr schädlich, Scheingespräche zu führen, wir kommen dieserart nie in den Dialog. Gespräche, die nicht echt und nicht wahrhaft gemeint sind, sondern nur vorgeschoben sind, beschäftigen mich sehr. Unechte Gespräche täuschen nicht nur falsche Wörter vor, sondern auch eine falsche Menschlichkeit. In unserer Zeit passiert das oft, dass sich Leute ein Hintertürchen offenlassen, so nach dem Motto: „Na ja, es ist ja nur gesagt und dann kann ich mich ja davonmachen.“ Aber wenn man ein Gespräch der menschlichen Begegnung, wie im Fall von Batool Haidari, in der Tiefe des eigenen Seins aufnimmt, hat das eine ungeheuer kathartische Wirkung, aber auch eine Wirkung der Schönheit. Und diese Verbindung von Katharsis und Schönheit finde ich umwerfend. Es ist zum Niederknien, wenn ich sehen kann, wie jeder Mensch auf seine Weise an seinem Platz in der Welt unendlich schön ist. In so einem tiefen, auch antiken Sinne, den du dieser Tagung am Anfang mitgegeben hast. Denn bei dieser genauen Betrachtung ist die Verletzlichkeit mit der ureigenen Ausdruckskraft verbunden, die jeder Mensch hat. Und diese wiederum, weil sie so unverwechselbar ist, ist einfach schön. Das spüren wir, wenn wir selbst verletztlich sind oder wenn jemand in unserer Nähe krank wird oder wenn jemand, der uns nah war, stirbt. Wenn wir mit der Endlichkeit des Lebens in Berührung kommen, dann spüren wir das selbst bei den Menschen, mit denen wir ungeheuer tiefe Reibungen hatten, selbst Menschen, die uns herausgefordert haben, die nicht mehr da sind, werden zum Spiegel der gelebten Schönheit. Da ist auf einmal so eine Lücke, eine leere Stelle. Und ich spüre dann, dass jeder Mensch an seinem Platz zu seiner Zeit auch ein Ort ist. Und dieser Ort kann nicht von einem anderen gefüllt werden. Das ist so unglaublich schön. Es hat so eine Tiefe in der eigenen inneren Welt, in der inneren und in der äußeren Zeit. Und in diesem Sinne ist auch das Projekt, dieses große Projekt „Weiter Schreiben“ auf lange Sicht Basisarbeit für den Frieden. Denn nur wenn Menschen miteinander in ein wahres Gespräch treten, mit einer wahren Sprache, mit einer wirklichen Bereitschaft, einander zu sehen, transzendieren sich die sogenannten Unterschiede, die natürlich auch da sind. Wir haben selbstredend klar andere historische Gedächtnisse, andere Erfahrungen, andere Beschriftungen. Zugleich aber gibt es auch so ein Momentum, bei dem die Ausgesetztheit stark sichtbar wird. Ich stelle mir manchmal vor, meine Güte – wir leben auf diesem Planeten, der in diesem kosmisch-ewigen Raum seine Runden dreht und von den anderen Planeten sozusagen angesprochen wird, so wie wir miteinander sprechen. Was für Dimensionen! Und in diesem Sinne wird auch die Möglichkeit des Miteinander-Sprechens so kostbar, denn alles ist begrenzt, was wir teilen können.

G. M.

Miteinander zu sprechen ist für uns in der Pflege ebenso essenziell wie in der sozialen Arbeit und in der Medizin. Du sagst, wir müssen Scheingespräche verhindern, wir brauchen das wahre Gespräch. Wissen wir immer, ob wir gerade ein Scheingespräch führen oder nicht? Oder erkennen wir es gar nicht? Müssen wir vielleicht immer wieder diesen blinden Fleck erst entdecken, damit wir dann auch durch diese Reflexion zu dem wahren Gespräch kommen können? Wie interpretierst du das? Wie würdest du diesen blinden Fleck in diesem Gedankenkonstrukt sehen?

M. B.

Es ist ja auch eine körperliche Erfahrung. Es ist nicht nur eine Theorie des wahren Gesprächs. Ich glaube, dass wir zu den blinden Flecken und zu den Reibungen in uns selbst nur durch ein Gespräch kommen, das wir aufrichtig führen. Manchmal kann das nur im eigenen Inneren stattfinden, dann sind wir in uns selbst das Gegenüber. Die Aufrichtigkeit ist, glaube ich, eine gute Lehrerin, weil dann auch der Blick zurückverfolgt werden kann. Wir sind ja nicht perfekt, und jeder von uns hat blinde Flecken, oder ich würde für mich selbst eher Momente der Reibung hervorheben. In diesen Momenten, finde ich – darüber habe ich auch sehr viel geschrieben, auch in Essays –, stellt sich die Frage, welche Rolle der Körper spielt. Und ich glaube, der Körper ist ein Archivar des Gelebten, so dass er einem durch ein gewisses Unwohlsein Wichtiges mitteilt. Wenn zum Beispiel ein großer Eifer da ist, da kann ich mich fragen, ja wozu ist er da eigentlich. Ein Moment der Selbstbefragung kann weiterhelfen, wir müssen nicht immer gleich etwas machen. Die Frage hier wäre dann, wo rührt der Eifer her? Welche Ziele habe ich in meinem Sprechen? Was will ich? Bin ich wirklich offen? Habe ich jetzt schon ein Ziel fixiert, das den anderen ausschließt? Will ich, dass genau das erreicht wird, was ich möchte? Also, wenn wir sagen, unsere Perspektive, das, was ich möchte, ist immer das Wichtigste, dann ist das auf jeden Fall schon ein Zeichen dafür, dass da eine Reibung ist, die angeschaut werden will. Und ich würde es auch nicht sofort so abwertend beschreiben, sondern erst mal einfach beschreiben und dann sehen, woher kommt das bei mir? Was macht das mit mir? Woher kenne ich es? Warum will ich zum Beispiel immer gut sein? Ist es nicht auch in Ordnung, in einem Gespräch zu sagen, boah, das macht mich jetzt aber wütend? Dann ist aber die Frage: Warum eigentlich? Und manchmal kann man es nur mit sich selbst klären, manchmal muss man es auch mit dem anderen klären, dann ist es vielleicht ein wirkliches Gespräch.

G. M.

Du hast selbst ja auch einen Essay über Verletzlichkeit geschrieben. Magst du noch einmal kurz darauf eingehen? Was war die Intention?

M. B.

Ja, ich habe mir verschiedene Aufgaben gestellt, zum Beispiel über Gnade, Verletzlichkeit, über die Verwandlungsfähigkeit bei einer Poetikvorlesung zu sprechen, zu

der ich eingeladen worden bin. Daraus sind meine Essays entstanden. Eines dieser Themen ist die Verletzlichkeit. Das ist seit der Erfahrung des linguistischen Hafens ein Grundkontinuum in meinem Leben. Ich habe mich immer darüber gewundert, dass es diese vielen starken Menschen gibt und alle um mich herum so stark sind, während ich mich selbst immer unglaublich ausgesetzt und verletztlich gefühlt habe, von Kindheit an. Und ich muss sagen, ich bin sehr dankbar, dass ich das nie verloren habe. Es war aber sehr schwer für mich, sozusagen *in medias res* zu gehen und herauszufinden, wie ich das eigentlich erzählen könnte? Und anstelle von Theorien oder einer intellektuellen Brillanz, die man ja auch immer so schön vorschieben kann, damit man nicht über sich selbst spricht, habe ich mich dann entschieden, doch über mich selbst zu sprechen und zu erzählen, wo die Momente in meinem eigenen Leben konstituierend waren, wo ich gespürt habe, was diese Verletzlichkeit und Ausgesetztheit für mich bedeuten. Und sehr oft ist es ja in unserem Leben so, dass wir in der Kindheit diese initiatorischen Szenen haben, dass wir schon früh etwas erleben, was wir nicht mehr vergessen können. Es war und bleibt wichtig für mich, dabei den Unterschied zwischen Verletztsein und Verletzlichkeit herauszuarbeiten. Das auszuleuchten führt zu einem Perspektivwechsel.

G. M.

Ich möchte dich mit deinem eigenen Text konfrontieren. Ich zitiere dich: „Wenn ich verletztlich bin, bedrängt vom Leiden oder auch von überwältigender Schönheit, dann spielt sich mir das Geheimnis als Verbündeter einer neuen Kraft zu.“ Als du nun gerade noch mal die Reflexion deiner eigenen Verletzlichkeit beschrieben hast, ist mir klargeworden, dass man, will man nach dieser neuen Kraft greifen, auch Mut braucht. Wir arbeiten ja mit besonders vulnerablen Menschen, die Stigmatisierung und Diskriminierung erfahren haben. Wie kann ich dort diesen Mut vermitteln, damit sie aus dieser Vulnerabilität auch Kraft ziehen können? Kann Literatur dort helfen?

M. B.

Also zuerst einmal bin ich ganz tief davon durchdrungen, dass wirklich jeder Mensch in dieser Welt unverwechselbar ist, mit einer eigenen Kraft, mit einem eigenen inneren Leben, mit Leben überhaupt. Und dann glaube ich, dass es sehr wichtig ist, einem Menschen beizustehen, der das vielleicht mal kurz oder auch länger vergessen hat, in dem Sinne, ihm diesen Weg wieder zurück zu sich selbst zu zeigen. Auf irgendeine Weise weiß ich und bin irgendwie von innen her durchdrungen davon, dass es diesen Weg gibt und dass es auch Wege gibt, dorthin zurückzukommen, wenn man sich verloren hat. Unsere Welt kommt so sehr oft und sehr schnell auf eindimensionale Sprechweisen zurück, so dass es oft um Gegnerschaften und Abwehr geht, weil man sich selbst hervorheben will, im Sinne von „Du bist gut, du bist nicht gut, du bist schlecht, ich bin besser, das ist meine Nation, meine Religion“. Wenn man davon wegkommt und sich auf diese multiperspektivische Welt der Sprache und der Literatur einlässt, erkennt man, dass jede Kultur, jede spirituelle Tradition dieser Erde, alle

großen Kulturen, die vergangenen und die bestehenden, sich aus einem verbindenden Momentum der Transzendenz speisen. Und dass jeder Mensch und alle Kulturen etwas haben, was in den erzählten Geschichten, in den größeren Gedächtnissen, in den einzelnen Menschen wirksam ist. Die Seele hat keine Religion, die Literatur hat kein Land, sie ist ein eigener Planet. Sie ist vielleicht auch eine Art sich fortwährend erweiterndes Urgedächtnis. Und in diesem Sinne glaube ich wirklich, dass Literatur, auch wenn sie nicht verstanden wird, in einer anderen Sprache allein durch die Klanglichkeit etwas Bedeutendes transportiert. An einem Buch sitzen wir schreibenden Menschen viele Jahre. Und viele Jahre konzentriert sich in diesen Texten ja auch ein bestimmtes Sprachbewusstsein, auch der Mut weiterzumachen, nicht aufzugeben, weiterzudenken, durch die verletzlichen Zonen hindurchzugehen, das muss immer wieder von Neuem und auch von Satz zu Satz geschehen. All das ist auch in einem ganz einfachen Satz drin. Wenn man zum Beispiel den Satz schreiben würde: „Da geht ein Mensch über die Brücke.“ Ja, das ist viel mehr, als dass nur ein Mensch gerade über die Brücke geht. Was hat es gebraucht, damit ein Mensch wie dieser Mensch über die Brücke geht? Vielleicht ist vorher dieser Mensch von einem anderen Menschen angelächelt worden an einem Tag, wo er sich das Leben nehmen wollte. Da lesen wir diesen Satz und wir lesen Jahre und Mut und Liebe darin, auch Entschlossenheit zu leben. Und deswegen glaube ich, dass die Literatur in dieser tiefen geistigen Form ohne viele Erklärungen durch die Wirkkraft der Sprache und durch das durchdrungene Leben, in dem sie ja geschrieben wurde, wirksam ist. Denn das ist auch eine große Unterhaltung mit dem Gedächtnis der Menschheit. Das klingt jetzt so groß, aber in diesem wirklich konkreten Sinne ist es ja so, dass wir in diesem Gedächtnis reisen. Man denke noch einmal an das Bild: Da geht ein Mensch über eine Brücke. Aber was musste alles geschehen, damit dieser Mensch über diese Brücke geht? Wer musste geboren werden? Wer musste umarmt werden? Wer hat umarmt? Wer hat geliebt? Zum Niederknien, die Schönheit der Fragen.

G. M.

Du hast uns auch Texte mitgebracht. Und vielleicht magst du mit dem ersten Text starten? Wir freuen uns auf eine Kostprobe aus deiner Arbeit.

M. B.

Ich habe einen kleinen Auszug aus meinem autofiktionalen Roman *Das Herzflorett* mitgebracht. Es spielt im Titel die Kunst des Fechtens an. Darin eingewoben habe ich die Idee der olympischen Disziplin, bei der man als Sportler getroffen wird, aber hier im Buch wird man auch als Mensch getroffen. Und es gibt keinen Menschen, der nicht auf irgendeine Art und Weise getroffen wird in dem Sinne, wie es uns auch die Antike im Mythos vom Achilles erzählt. Wir sind alle versehrt und versehrbar. Das versuche ich an dieser kleinen Stelle zu zeigen, an meiner Figur Pepsi. Ich habe eine Stelle ausgesucht, in der das Kind, um das es da gerade geht, in eine bestimmte Form von Bedrängnis gerät, aber sich eine eigene Perspektive darin findet. Und zwar die Suche

des Kindes nach einem unantastbaren Raum. Das Kind steht für den Menschen, für das menschliche Leben, und der Mensch ist eine Welt in der Welt. Hier gibt es eine äußere Welt, die bedrängend ist, aber es gibt auch die besagte Welt im Kind, die sich mit der Welt der Natur verbündet, und zwar qua Vorstellungskraft oder Imagination. Pepsi hat eine sehr komplexe Beziehung zu ihrer Mutter, die ihr nicht nur sprachlich, sondern auch körperlich zusetzt. Und da beginnt es jetzt an einer Stelle, an der es darum geht, wie ihre Mutter mit ihr spricht.

Im Herzpunkt trifft dann das Sprechen ihrer Mutter sie so wie, das stellt sich Pepsi vor, ein Messer, das sie wendet und dreht, so wie es ihr gerade gefällt, ein Pfeil, der sie wie das Florett der fechtenden Olympiaken trifft und der sie zwingt, in sich zu ruhen und nichts zu sagen, einen Schritt zurückzutreten und zu schauen, was als Nächstes passiert, was die Frau, die ihre Mutter ist, noch zu ihr sagt, was sie sagen wird, was sie gesagt haben wird in einer Zukunft, die jedes Mal zur Gegenwart wird und als Stich im Herzpunkt erst eine Not und dann jedes Mal eine Ruhe nach sich zieht, und Pepsi merkt, dass bei ihr das Gleiche wie beim Fechten passiert, irgendetwas an den Worten ihrer Mutter versetzt sie in ein Gewahrsein, und sie versteht mit einem Mal, dass sie Kraft verlieren würde, ginge sie jedes Mal auf die Einladung ihrer Mutter zum Kampf ein und würde dann selbst zur Kämpfenden. Sie erinnert sich in diesem Augenblick an ihren Onkel Schnurre und seine nächtlichen Anfälle, wenn er sie alle im bitterkalten herzegowinischen Winter bei sperrigster Dunkelheit und Minusgraden auf den Hof warf und sie Hunde nannte, ihr verdammten Hunde, sagte er zu seiner Frau und seinen Kindern, und Pepsi, die sich nicht als ein richtiges Mitglied dieser Familie ansah, fühlte sich nicht gemeint. Sie stand ruhig vor ihm und sah ihn genau an, sie sah ihm noch in der Küche in die zornigen Augen, und seine Worte prallten an ihr ab, ihre Wucht schob sich an ihr vorbei, die Worte drangen nicht in sie ein, ihr Körper wurde zu Land, Erde, die nicht zu diesem anderen Land, zu diesem Kontinent der Trunkenheit gehörte. Ihr Körper hatte sich dessen Landnahme entzogen, und sie, da sie ohnehin nicht zurückschlagen, nicht schlagfertig und nicht schnell genug wie ihr Onkel Schnurre sein konnte, befand sich mitten im Orkan seiner Wut in einem Urzustand des Wahrnehmens. In der Aufmerksamkeit. Diese Aufmerksamkeit kannte Pepsi noch aus ihrer Zeit in der Sardinendose, in der sie ein gepresster Fisch unter anderen Fischen war, und aus dieser Fischdose war sie genauso wie die anderen Fische auf den Hof gerufen worden, aus dem Bett geworfen, das sie sich mit ihrer Cousine Barbi und ihren Cousins Marko und Rakete teilte. Die drei hatten sehr starke Körper und ließen Pepsi kaum Platz im Bett. Sie lag in der Mitte dieses schmalen Bettes, das eigentlich nur für eine Person gedacht war, und irgendein Fuß traf sie nachts immer am Kopf, und der Schweiß, der Gestank, der von den Zehen ausging, betäubte sie zwar, lullte sie aber am Ende in den Schlaf. In dieser Zeit, als sie eine Sardine und kein Einzelmensch mit Anspruch auf ein eigenes Bett mehr war, galt die Regel Kopf, Fuß, Kopf, Fuß. Sie lag aus irgendwelchen Gründen nie am Rande und hatte immer zwei Füße neben ihren Ohren. Und sie musste die Füße der anderen riechen. So wurde sie nicht nur empfindsam. Die Füße der anderen jagten ihr nachts manchmal auch einen Schreck ein, so plötzlich, so

aus dem Nichts berührten sie wie kleine außerirdische Insekten ihr Ohr. Dieses Herumliegen in der Fischdose und das Gewecktwerden in der Nacht waren nicht angenehm. Aber Pepsi wusste sich zu helfen. Wenn sie wach lag, zählte sie sich selbst alle Blumen auf, die sie kannte, auch Bäume und Insekten, erst still und leise, dann manchmal auch etwas lauter, damit sie das Schnarchen der anderen übertönte. Meistens fing immer jemand an zu schnarchen, wenn sie gerade wieder einschlafen konnte. Ein Fuß neben ihrem Kopf träumte immer irgendetwas, und dann haute der große Zeh, der meistens am tatkräftigsten wackelte, gegen ihr Ohr. Wach. Wieder war sie wach. Jetzt würde sie wieder wach liegen, so in der Mitte liegen müssen, als Fisch zwischen den anderen Fischen. In der Dose. Bis der Morgen sich ankündigte. Bis die Vögel kamen. Die lieben, lieben Vögel, sie wartete und rief nach ihnen. Und während sie auf den Gesang der Vögel wartete, aufmerksam wie eine Margerite im Wind, die nichts umwehen kann und die in ihrem leichten Zittern dem viel stärkeren Element in ihrer Winzigkeit trotzte, fing draußen in der großen Linde das Zwitschern der Vögel an. Ein neuer Tag. Ein neues lebendiges Versprechen. Gleich würde sie erlöst sein, gleich aufstehen und den Füßen an ihren Ohren entkommen können. Zwitscher, zwitscher machte es auch schon, und das war für Pepsi das Glückszeichen. Das Liebeszeichen für die ganze erwachende Welt. So erlernte sie das Warten und die Aufmerksamkeit, in der alles durch sie hindurchging. Und wenn der erste Vogel da war, war Pepsi glücklich. Und jetzt, in ihrem hessischen Leben, griff sie auf dieses Glück zurück und ach, dachte sie, die Nachtigall, die kenn ich nicht nur aus Gedichten.

G. M.

Die Figur Pepsi, so kommt es bei mir an, erlebt ja eine Form von Nichtbeachtung, eigentlich auch eine Form von Ausgrenzung und fehlender Anerkennung. Und sie schafft sich einen eigenen Raum, einen imaginären Raum. Oder wie würdest du diesen Raum beschreiben? Dieser Raum rettet sie ja.

M. B.

Es ist einerseits ein imaginärer Raum, durchaus, aber das Imaginäre ist zeitgleich auch ein Ort. Das heißt, ein Ort, den man erst einmal nicht mit äußeren Augen sehen kann. Ein Ort des Vertrauens. Und sie geht das Bündnis mit dem erwachenden Tag ein, mit einer Welt, die schon da ist, die Welt der Natur. Und sie spürt, dass da eine Verbindung besteht, dass es da eine Sprache gibt, die hörbar ist und die etwas mit ihr zu tun hat. Insofern braucht es auch dringend den Sprung in die Vorstellungskraft, aber die ist genauso real wie der Vogel oder auch die Zumutung, mit drei Menschen in einem Bett zu liegen. Pepsi muss auch hungern, sie bekommt nicht genug zu essen, so wie das bei mir in meiner Kindheit war. Das gibt es also auch für sie, aber es gibt auch die Katzen, es gibt auch den Himmel, es gibt auch das Gras, das sie probiert, das andere Kinder nicht probieren, weil man ihnen gesagt hat, das darf man nicht essen. Aber Pepsi probiert es erst einmal.

G. M.

Ich denke ja immer auch in der doppelten Tonspur und überlege: Wir haben heute im pflegerischen Alltag die Situation, dass wir oft im Defizitären arbeiten müssen. Wir sind unterbesetzt. Wir können Menschen, die Pflege brauchen, die vulnerabel sind, nicht die notwendige Ansprache und die notwendige Anerkennung geben, weil wir ständig andere Aufgaben zu erfüllen haben, was zu einer ganz großen Belastung auch der Pflegenden führt. Und jetzt gibt es eine Tendenz zu versuchen, mit Hilfe von Robotern diese fehlende Ansprache zu kompensieren.

M. B.

Das macht mich regelrecht zornig. Ja, ich kann natürlich verstehen, dass da sozusagen Gleichungen aufgestellt werden, aber ein Mensch ist keine Gleichung. Ich selbst war mal sehr schwer krank und ich erinnere mich, wie viel es mir bedeutet hat, von den Schwestern berührt zu werden. Eine wirkliche Berührung. Das ist so unglaublich schön und das ist wirklich auch ein Teil der Heilung. Es gibt vielleicht auch andere Möglichkeiten, diesem unglaublichen Druck der Strukturen, die Teil von unser aller Leben sind, in allen Bereichen, anders zu begegnen. Vielleicht könnten zu euch auch Menschen kommen, die als Geschenk an die Menschen einfach Shakespeare vorlesen.

G. M.

Schöne Idee.

M. B.

Die auch Ovids *Metamorphosen* vorlesen, die Dantes *Göttliche Komödie* vorlesen, ohne etwas zu wollen, einfach, um es zu geben. So wie es für Jugendliche und Kinder in Schulen Lesepaten gibt, dass es Menschen gibt, die zu euch kommen, die sagen: „Ich habe diese Stunde und wenn ich sie nicht habe, nehme ich sie mir. Ich möchte diese Stunde geben mit meiner Stimme, mit diesem unglaublich tiefen Leben in den Büchern.“ Ja, und vielleicht ist es auch die Zeit, so wie wir es bei Annika Reichs Projekten „Weiter Schreiben“ und WIR MACHEN DAS gesehen haben – eine Zeit, in der wir unser Leben, unsere Strukturen und unsere Arbeit neu denken können. Vielleicht mit einer größeren Kultur der Freiwilligkeit, einer aufrichtigeren Kultur der Freiwilligkeit, die sich nicht nur im Monetären spiegelt, sondern in menschlicher Zuwendung. Da kann es neue Formen geben, von denen wir vielleicht noch gar nichts wissen. Und dann können die Kräfte auch anders wachsen, dass eben nicht ein Roboter zu einem leidenden oder bedürftigen Wesen hingeht – ich kann mir auch vorstellen, dass man auch dazu irgendeine Art von Beziehung entwickelt. Wir sind nun einmal einsam, ausgesetzt und der Körper setzt uns Grenzen, wenn wir zum Beispiel nicht gehen oder sprechen können, wenn wir schlimme Schmerzen haben. Ich weiß es, wie das ist. Und zugleich weiß ich auch, es gibt wirklich nichts Schöneres als einen aufrichtigen menschlichen Blick, eine aufrichtige, wahre Begegnung. Ich kann mich zum Beispiel erinnern, als ich in einem Klinikum war und praktisch nicht gehen konnte, sah ich

dieses Fenster am anderen Ende des Zimmers und ich dachte, irgendwie muss ich da hinkommen. Dieser Gedanke, dass ich wieder ein Mensch sein möchte, der allein ein Fenster öffnet, hat mich mit der Welt der gesunden anderen Menschen verbunden. Und ich bin dann dorthin gegangen, zum Fenster, und es war ein unbeschreibliches Glück. Als ich es geschafft hatte, das Fenster zu öffnen, kam eine Krankenschwester zurück ins Zimmer und sagte: „Ist das denn möglich? Was machen Sie denn?“ Und dann habe ich gesagt: „Na ja, ich habe das Fenster aufgemacht.“ Und da merkte ich, meine Kräfte waren vollends erschöpft. Ich wäre nicht mehr zu meinem Bett zurückgekommen. Und diese wunderbare Person reichte mir wortlos ihren Arm und ließ mich nichts erklären und ich konnte mich wieder hinlegen. Ich glaube, ein Roboter hätte meinen Geist getötet, ich wäre vielleicht nicht weiter im Sinne der Heilung gekommen. Denn von einem Menschen gestützt zu werden, das bedeutete für mich, wieder zu spüren, dass ich lebe.



G.M.

Ein sehr, sehr schöner Gedanke. Und wir freuen uns natürlich noch mal auf einen weiteren Text von dir.

M.B.

Ja, einen ganz anderen. Der hat auch mit Verletzlichkeit zu tun. Das ist ja unser Thema heute. Das ist jetzt aus dem Essayband *Die Rebellion der Liebenden*. Da habe ich mir nicht nur Gedanken darüber gemacht, was Verletzlichkeit oder Gnade ist, sondern auch gefragt: Wie verwandeln wir unser altes Denken?

Also, wie machen wir aus dem alten Denken, das ein Gedächtnis ist, etwas Neues? Es ist wichtig, den Gedanken zu empfinden, dass wir nicht gemacht, sondern geboren sind. Wer geboren ist, hat den Weg des Lebens in sich. Das bedeutet, wir können zu den tiefsten Schichten des Lebendigen, zu den ganz tiefen Erzählungen zurückkehren, die das Leben konstituieren. In meinem Leben war immer eine der wichtigeren, initiatorischen Erzählungen die Erfahrung, dass ich als Mädchen nicht erwünscht war, weil sich in einem kleinen dalmatinischen Dorf alle einen Jungen gewünscht hatten, meine Eltern waren da keine Ausnahme. Das ist kein aktuelles Leiden jetzt für mich, das ist auch kein Verletztsein, sondern ein Raum, aus dem heraus ich schaue. Es ist ein ganz großes Zurückgehen und Reisen in mir selbst und die Frage, was hat diese Erfahrung eigentlich gemacht? Was hat das im Hinblick auf Verletzlichkeit mit mir zu tun? Und was ist die Kraft, die darin auch liegt? Denn die Kraft ist immer da.

Schon meine Fragen waren unangenehm, sie strengten an. Meine Eltern hatten sich aus unterschiedlichen Gründen einen Jungen gewünscht. Bitte bloß kein Mädchen! Vater wollte einen Sohn. Mutter wollte einen Sohn, weil Vater einen Sohn wollte und weil das

Dorf einen Sohn wollte und die Welt scheinbar aus bedeutungsvollen Söhnen bestand, während ein Mädchen auch den Wert der Mutter zerstörte. So also verwob mich das Leben mit meiner Mutter. Ich zerstörte mit meiner Geburt ihren Status, die Rolle, die das Leben ihr dort zugeschrieben hatte und in der sie sich sehnlichst einen Sohn wünschte. Ich ohrfeigte ihr Leben mit meiner Ankunft als Mädchen. Und sie ohrfeigte mein Leben mit ihrem von den äußeren Kräften gedemütigten Leben. Denn Mutters Selbstwert hing vom Wunsch des Vaters ab. So fing sie an, unsere irdische Beziehung, und ich weiß heute, dass dieses allererste Nicht- gewollt-Sein sich in mich als Mädchen tief einschrieb und das Geistige deshalb mein Ort der Vollständigkeit wurde. Dafür bin ich dankbar, auch wenn es ein Umweg war, der mich vom Erleben meines Körpers, überhaupt von der Erde fernhielt. Als ich eines Tages bei einer meiner Tanten, bei der ich aufwuchs und die den Namen Zora, also Morgenrot, trug, die Entdeckung machte, dass ich ein Mädchen bin, war ich fürchterlich zerrüttet. Alles in mir bebte vor Entrüstung. Zuvor hatte ich mit meinen Cousins gespielt, die in die besagte Erdhöhle hinabsteigen wollten. In der Karstlandschaft meiner herzegowinischen Kindheit waren das die Abenteuer, die Kinder auf sich nahmen, und ich wollte sofort mit. Tief in die Erde hinein, in die feuchten Eingeweide der Dunkelheit und Wurzeln. Es hieß aber urplötzlich, nein, du kommst nicht mit, du bist ein Mädchen, das machen Mädchen nicht. Ich war am Boden zerstört, lief wie eine Löwin zu meiner Tante und fragte sie, wann denn bitte dieser Zustand des Mädchenseins endlich vorbei sein, wann ich denn endlich ein Junge werden würde. Die Erschütterung war riesig und mir bis heute unvergesslich, die sich meiner wie ein Vulkan bemächtigte, als meine Tante sagte, das würde ich nie sein können und für immer ein Mädchen bleiben müssen. Sag, dass das nicht stimmt, liebe Tante Morgenrot, beim Rot in deinem Namen, das kann nicht stimmen. Doch. Es ist nicht zu ändern. Manches im Leben ist nicht zu ändern. Das ist bei dir nicht zu ändern. – Ich weinte.

Ich habe damals viel gelernt, das Mädchensein war schwierig, ich mochte es nicht. In der Pubertät hoffte ich, dass irgendein Gott mir den Busen wegzaubern würde. Aber dieser Gott ließ mir zum Glück mein Sein und meinen Körper als Mädchen. Erst viele Jahre später habe ich verstanden, dass der erste Verstoß, das erste Nicht-gewollt-Sein mir das Selbstverständliche in diesem Körper genommen hat, dass sogar ich selbst das nicht sein wollte, was ich war. Ich fühlte, ohne es in Worte bringen zu können, dass ich meine Eltern nur als Junge glücklich machen würde. Durch die wache Gnade des Bewusstseins habe ich wohl dennoch früh meinen Körper empfunden, ihn gesehen, gerade weil er mich als Störung mit meinen Wahrnehmungen verband und weil er nicht von seiner Wahrheit abrückte. Ich durfte nicht in die Höhle, die Jungs, meine Cousins, die mich nicht mitnahmen, wurden von ihren Eltern in ihrem Jungenkörper aufgewertet. Doch nicht ihre Aufwertung, sondern ihre Abwertung meiner Person blieb mir in Erinnerung. Auch der Busen, dieser Störenfried aus der Pubertät, lehrte mich die Wahrheit meines Körpers. Hier bin ich, schien er zu sagen, du kannst mich nicht wegzaubern, nicht wegbeten, kein Wunder wird dich retten, du musst mit mir leben. So halfen mir diese beiden Situationen, zu mir selbst zu stehen, den Körper lieben zu lernen, den ich habe, einen Körper zu sehen, der nur



Impressionen FAW Forum 2025





FAW Forum 10.07.2025



sich selbst gehört und der nicht auf der Welt ist, um andere glücklich zu machen, sondern nur in sich selbst zu ruhen und das zu sein, was er ist. Ist das schon Gnade? Jeder Mensch erlebt das auf seine Weise und auch die Veränderung hat ihren Sinn, wenn sie ihren Sinn hat. Bei mir war der Sinn, das zu bleiben, was ich bin. Doch über Jahre hinweg beeilte ich mich immer, sobald mich diese Gedanken einholten, irgendwo anders hinzugehen, wegzugehen, wegzusegeln, nicht da zu sein, wo ich bin. Kürzlich sagte ein Aikido-Lehrer einen schönen Satz zu mir: „Langsam bist du schneller.“ Ja, langsam sind wir schneller, im Sinne von, in Langsamkeit geschieht das Richtige, ohne dass wir noch so viel mehr tun müssen, als das zu sein, was wir sind. Doch nicht nur der Verstoß, nicht nur das Nicht-erwünscht-Sein haben meine ersten Jahre geprägt. Es gibt noch anderes und sanftmütig und wild zugleich Florierendes, das prägend war, Zeitgleiches, das ungebändigte barfüßige Kind etwa, das sich mit dem Gras unterhält und in den Wolken Kontinente sieht. Dieses visionäre und der Natur verbundene Kind, das in mir nicht alt wird, das jenseits der Zeit lebt, dieses Kind nimmt das verstoßene Kind an die Hand und sagt, schau hin, die Kindheit will noch aus den Farben heraus verlebendigt werden, dort warst du, wo die Farben leben und doch warst du nicht dort, niemand war dort, wir leben, um dort-hin zu kommen, wo wir als Kinder nie gewesen und doch von dort beatmet worden sind.

G. M.

Du schilderst eine Kindheit mit einer großen Kränkung, einen Prozess, der ja dich oder auch uns auffordert, uns auf den Weg zu machen, uns selbst zu akzeptieren und darin auch Sinn zu suchen. Welche Rolle spielte in dieser Anfangsphase die Scham?

M. B.

In der Anfangsphase des Erkennens oder in der Kindheit?

G. M.

In der Kindheit.

M. B.

Meine Kindheit war durchdrungen von vielen Schamebenen: ein Kind armer Menschen zu sein, nichts zu essen zu haben, nicht die guten Schuhe zu haben, keine Sandalen, während die anderen alle Sandalen hatten. Und eben in diesem ersten Moment als Mädchen nicht gewollt gewesen zu sein. Zugleich aber auch damit einhergehend neben der Scham der unglaublich starke Wunsch, vor allem meinem Vater zu beweisen, dass ich eigentlich noch klüger bin, noch stärker und noch viel besser als irgendein Junge jemals auf der Welt sein kann. Das ist mir mit einem eisernen Willen gelungen, aber es ist ebenso eine grandiose Selbstüberforderung gewesen, ein kräfteraubendes Streben nach Anerkennung und zeitgleich ein ganz großes Kräfte-Aufbringen. Diese Kraft ist nicht verloren. Irgendwann wusste ich, es genügt, der Mensch zu sein, der ich bin, und ich muss es nicht unter Beweis stellen. Aber es gab immer auch die Scham. Ich bin ja in einem ganz schlichten Dorf in Dalmatien und

in der Herzegowina groß geworden. Es gab eine noch größere Scham als die des Körperlichen, das war die Scham, immer zu wenig zu haben und so abgewertet zu werden, weil wir so bitterarm waren. Ich weiß noch, wenn mein Opa mich zum Genossenschaftsladen schickte, dann zählten wir immer nach, ob wir auch genug Geld hatten, dass es auch wirklich für das Brot an dem Tag reichte. Und es war immer so eine große Scham in mir, dort hinzukommen und dass es am Ende vielleicht doch nicht reichen würde, dass es vielleicht genau an dem Tag einen Groschen teurer geworden sein könnte, dass ich's mir vielleicht dann doch nicht hätte kaufen können. Diese Szene ist tief in mir wirksam, diese Art von Verletzlichkeit, dieser Blick von außen, den wir alle kennen, dass wir uns sorgen, wie andere Menschen auf uns schauen. Das will ja wie eine alte Haut abgestreift werden. Ich habe wohl deshalb immer so eine ungeheure Liebe für Menschen, die sich einem einfach in ihrer Menschlichkeit zeigen. Das suche ich auch immer, ob ich in Kairo-Downtown bei einer Putzfrau lande, von der man mir sagte: „Mit der darfst du nichts zu tun haben. Die Putzfrauen hier in Kairo, mit denen spricht man nicht.“ Es zieht mich hin. Ich guck sie an und denke, ja, wenn das nicht die Mutter Gottes ist, wer sonst? Ja, so. Und das kommt einfach aus dieser Erfahrung, dass die Scham eigentlich in eine ganz große, große Kraft der Genauigkeit übergegangen ist, in eine große Kraft der menschlichen Begegnung, immer wieder in eine Einübung in das Wahre, in das Gegenüber, das da ist, nicht in seinen Status, nicht in seine äußere Identität, nicht in das, was ihn oder sie sozusagen besser stellt in irgendeiner Gesellschaft oder Kultur. Sondern da ist immer der Wunsch, ganz in etwas hineinzugehen, was schon als Wort in unserer Welt verpönt ist, nämlich auf der Ebene der Seele und des Wesenhaften zu sprechen. Sich wahrhaft anzuschauen.

G. M.

Das finde ich sehr spannend, was du sagst, weil Scham ja auch für uns in der Pflege eine große Rolle spielt. Scham zu erkennen und entsprechend die Situation so zu gestalten, dass wir hier die Klient*innen und die Patient*innen auch abholen können. Giovanni Maio schreibt in seinem Buch *Ethik der Verletzlichkeit*, Scham sei eine Erfahrung besonderer Verletzlichkeit. Und insofern ist es natürlich auch für uns noch mal ein ganz besonderer Auftrag, darüber auch nachzudenken und das bewusst in den pflegerischen Alltag zu integrieren. Aber ich warte noch auf einen weiteren, auf einen dritten Beitrag von dir, auf den ich sehr gespannt bin. Auch aus der *Rebellion*?

M. B.

Genau, das ist auch aus dem Essayband.

M. B.

Es ist aber sehr interessant mit der Scham. Ich glaube, dass da Literatur, einfach erzählte Geschichten unglaublich viel öffnen können. Dass man sieht, wie, in welcher Ganzheit der Mensch existiert. Hier kommt eine kurze Stelle über eine Erfahrung der Verletzlichkeit, die ich auch aus meiner Kindheit kenne. Ich bin ja ohne Eltern groß

geworden bei verschiedenen Menschen, unter anderem bei meinem Großvater. Und der war auch oft weg, ich war mir vielfach selbst überlassen oder es passte manchmal eine größere Cousine auf mich auf. Diese Verwandte hatte manchmal etwas sehr Jähzorniges. Und eines Tages kam sie wieder. Wir lebten in einem Haus ohne fließendes Wasser und man musste dann immer zu einer Zisterne gehen, um mit einem Blecheimer das Wasser hochzuziehen. Aus irgendwelchen Gründen nahm an einem Tag diese Cousine plötzlich den Ziegelstein in die Hand, der auf dem Seil lag, mit dem wir immer das Wasser hochzogen. Ich kann mich daran erinnern, dass ich sie angeschaut habe, in Nullkommanichts verstand ich, dass sie mir diesen Ziegelstein auf meinen Fuß werfen wird. Und das hat sie auch gemacht.

Ich machte kürzlich dieses Fenster der Kindheit wieder auf, stand in meinem Bewusstsein wieder an der Zisterne, hatte den Wassereimer in der Hand und sah das schöne Haar meiner zwanzigjährigen Cousine vor mir. Ihre großen grünen Augen, ihre schöne Erscheinung und ihren unbändigen Zorn. Die Hand, die den Ziegelstein fallen ließ, war noch immer in meinem Inneren tätig. Und ich reiste in der Zeit, und die Zeit öffnete einen neuen Raum in mir, zeigte mir, dass mein Fuß nicht mehr gesund werden kann, dass das Vertrauen zwar damals verwundet worden war, doch noch immer da ist. Das Vertrauen ist nicht kaputtgegangen. Es ist nur angegriffen worden. Es kann nicht kaputtgemacht werden. Es liest und schläft und wartet auf mich unter dem Schmerz. Es hat sich in einer Höhle versteckt, die alle Geschlechter willkommen heißt. Doch steige ich hinab nur als Mensch.

Das ist die Gnade der Erkenntnis, die keinem Gott, die nur dem Leben gehört, und in diesem Sinne ist Gott Leben für mich, nicht ein Wort, nicht ein Konzept, sondern ein blauer Vogel, der durch meinen Verstand fliegt und mich an dem teilhaben lässt, was er dort sieht. Dieses Leben ist Veränderungen unterworfen, dieses Leben ist ein Prozess der Selbstwerdung. Die Langsamkeit ist die Freundin. Sie hilft, den Raum der Gnade zu betreten und dort ohne Anspruch auf Belohnung zu warten. Ich lerne auf das zu verzichten, was ich mir durch mein Nehmen in Lautstärke erzwingen will. Die Gnade ist leise und verbunden mit den Elementen. Die Tränen der Kindheit sind Unterwasserströmungen anvertraut, die, im Erkennen einmal gesehen, zur Erde zurückführen. In einem anderen Zeitmaß gehen, zu einer anderen Stunde, niemals mehr ohne den angeschlagenen Fuß, niemals mehr ohne den Ziegelstein, aber dafür mit einem geöffneten Fenster in meinem Bewusstsein und mit der Erkenntnis, dass alles miteinander zusammenhängt und dass Vorstellungen von Schuld, Sünde und Belohnung falsche Bündnisse und noch mehr Schwere nach sich ziehen. Wir können einander nichts vergeben. Wir können nur sehen. Und aus dem Sehen heraus entstehen neue Erkenntnisse, Echtheit und Freundschaft und wahres, kostbares Leben.

Wir werden alle ohne Ziegelsteine, also ohne Schmerz und auch ohne Sünde geboren. Erst nach der Geburt machen wir die Erfahrung mit einem eigenen Ziegelstein, der den

Anfang in uns überschreibt, und alles, was später an Demütigung erfolgt, legt sich auf dem Ziegelstein schlafen, legt sich in uns ab und verschließt unsere Tage. Es gibt kein Leben, das nicht auch ein Beben erlebt hätte, irgendeine Erschütterung, die sich als Reibung bemerkbar gemacht hätte. Auch ein kollektives Ereignis wie der Einfall der Pandemie war ein solches Beben, eine Aufforderung innerhalb einer gesetzten Grenze achtsamer und genauer zu sein, mit sich selbst, mit anderen Menschen, mit unserer Umwelt, mit der Erde, die uns jetzt durch ihr Aufbäumen dazu zwingt, in neuen Visionen zu denken. Wie sich nun herausstellt, war die Pandemie eine Art Wendepunkt in neue Denkbewegungen, eine Initiation in genaueres Sehen und Empfinden. [...]

Wir leben in einer Zeit, in der uns gerade die katastrophischen Entladungen einer von Gewalt und Untergangsstimmung geprägten Welt zu neuen Gedanken führen können. Das Neue kommt nicht aus dem Alten. Das Neue kommt immer aus dem Neuen. Auch das ist Gnade. Sie kann nicht aus einem Plural entstehen, sie erwächst nur aus dem Singular, der den Plural bereichert. Irgendwann. Später. Wenn er in einem Ich Erdung gefunden und das Ich die Welt berührt hat. Nicht nur unsere Kultur verändert sich, sondern unsere inneren Einstellungen, unsere Ausrichtung auf geistige Muster, die am Ende wirklich etwas bewegen können. Gegnerschaft allein hat die Welt eines einzelnen Menschen und die uns alle bestimmende äußere Sphäre des Seins nie vollständig im Guten verändert. Das Denken und Kämpfen in Gegnerschaft ist eine Sperre in unserer Imagination. Nur die sich hingebende Liebe öffnet uns.

„Alles über Liebe“ heißt ein Buch von bell hooks – alles über Liebe ist verbunden mit unserer seelischen Kartographie und funkt in mir das mystische Paradoxon an, indem es mich fragt: Wie kann es nur eine Wahrheit geben? Die Ebene des Kopfes schafft nicht den Sprung ins offene „Zugleich“-Denken. Sie braucht eine andere Sprache. Eine Syntax der Freude. Im Lächeln eines Kindes. Im Flug eines leuchtenden Schmetterlings. In der Verwebung von Blick und Landschaft. Das mystische Paradoxon sagt mir leise: Verwandle die Rückstände der Feindschaft in dir selbst, dann kannst du sie besser in der Welt sehen und dich für die Freiheit entscheiden, die jenseits von Kampf und Not liegt. Und ein Sehen möglich macht, in dem neue Ideen wie Pflanzen wachsen können: langsam und nach den Gesetzen, die in jedem Samenkorn eingewoben sind. Erst das Innen. Dann das Außen. Letzteres wird klarer und scheint sich dann selbst mitzuteilen, wenn wir verstehen, dass alles Gewachsene Wurzeln hat und wir selbst Erde sind. Ich übe dieses Sehen. In Stille denken. In Stille betrachten. In Stille handeln. Aber dann, dem Paradoxon gemäß, in der Welt außen vorstellig werden: Hier bin ich sagen, das denke ich aussprechen. Das habe ich so gesehen. Das hat mich verändert. Dann habe ich etwas Neues gelernt. Daran glaube ich und mache keine Kompromisse in meinen ethischen Fundamenten. Hier bin ich, ich sage Nein in einer Welt, die mir im Einzelnen begegnet und die meinen ethischen Kompass unterwandern will. Nein. Ich bin dagegen, sage ich, weil ich für etwas bin. Dafür einstehe, dass ein Mensch nicht beschimpft wird, weil er im Blick irgendeines anderen Menschen als anders oder fremd oder bedrohlich erlebt wird. In alle Richtungen

zu sehen, hilft mir, mich von der Dualität und ihren schädlichen Gefängnissen zu befreien und mich auf eine Kultur der Anerkennung auszurichten.

Toni Morrison hat einmal über unser Zeitalter gesagt, es sei das des Spektakels, das uns Intimität und Universalismus im globalen Dorf versprochen habe, aber bekommen hätten wir nur eine grauenhafte Verwirrung von privater und öffentlicher Existenz. Sie ging davon aus, dass es unwahrscheinlich ist, je wieder ein Jahrzehnt zu erleben mit Diskussionen über Fragen des Gewissens, der Moral, der Gerechtigkeit, der Ethik, die in einem liberalen Geist geführt werden und nicht in einem Klima der Unterdrückung. Was aber geschieht, wenn sogar jene, die diesen liberalen Geist für sich beanspruchen, in einem Klima der Gegnerschaft agieren und nicht mit der Offenheit und Erwartung, dass Prozesse des Denkens einsetzen und stattdessen eine Kultur der Anordnungen und Imperative durchsetzen wollen? Gewiss müssen wir alle in Langsamkeit lernen, uns neu und als entwickelnde Wesen zu sehen, um dann über unseren Schatten springen zu können. Wie kann ich über meinen Schatten springen?

Indem ich neu lerne, meiner Sprache, meinen Sätzen, meinem Atem zuzuhören. Indem ich mich an die Langsamkeit halte, Abstand nehme von Gegnerschaft. Indem ich nach Möglichkeiten Ausschau halte, das Gespräch aufzunehmen, Lücken zu lassen für das Unerwartete – für die Arbeit der Vögel, für diese andere Gnade, die mich selbst zur Lektüre macht, um mich über das Innenmaß der Dinge zu mir selbst und so auch in ein neues Beziehungsgefüge zu bringen. Ich glaube nicht daran, dass ich etwas reparieren kann, das geheilt werden will. Halten, lieben und weinen sind fordernder, aber auch wirksamer und führen die eigentliche Heilung herbei.

G. M.

Vielen Dank, Marica. Ich möchte mich ganz, ganz herzlich bedanken für das Gespräch und auch für die Texte. Und ja, ich freue mich auf weitere Diskussionen mit dir.

M. B.

Vielen lieben Dank. Danke schön.

Verletzung oder Chance? – Theaterprojekte mit Menschen mit Demenz

Erpho Bell

M. A., ehemals Dramaturg, Dozent für Berufspädagogik an der Ostfalia Hochschule, seit 2004 künstlerische Projekte zum Thema Demenz; Leitung des Ensembles Freudige Füße

Theaterprojekte mit Menschen mit Demenz ermöglichen physische und politische Teilhabe. Die demenzielle Veränderung erhöht jedoch die Verletzlichkeit – und zugleich die moralischen Maßstäbe von außen. Menschen mit Demenz auf der Bühne, geht das? Darf man das?

Ich war zehn Jahre im Stadttheater als Dramaturg tätig und habe mich mit sehr vielen Konzepten rund um die Theatralisierung von Wirklichkeit beschäftigt, von Shakespeare bis hin zu Fragen: Was sind gesellschaftliche Relevanzen – relevante Themen der Gegenwart –, die auf die Bühne gehören? Automatisch stolpern wir dann über die erste Verletzlichkeit der Theatergeschichte, weil wir ehrlicherweise nur zwei zentrale Themen haben: die Liebe und den Tod. Und diese Themen werden seit Jahrtausenden immer wieder variiert. Und bei diesen beiden Themen ist Verletzlichkeit vorprogrammiert, wenn wir eine dramatische Geschichte erzählen wollen, denn sonst haben wir nichts zu erzählen. Das heißt, der Umgang mit Verletzlichkeit war und ist mein Kerngeschäft innerhalb des Theaters.



Fragen rund um Verletzlichkeit beschäftigen mich schon sehr lange und sehr viel. Ich habe damit am Schlosstheater Moers 2003 angefangen und hatte das Glück, dass wir dort 2005, also ziemlich genau vor zwanzig Jahren, die Kampagne „Erinnern-Vergessen: Kunststücke Demenz“ durchgeführt haben. Diese Kampagne mitsamt allen Begleitprogrammen habe ich dramaturgisch-kurativ geleitet. Um den Effekt dieser Kampagne zu erklären, muss ich die zweite Kraft des Theaters an dieser Stelle benennen: Theater ist als Kunst im Umgang mit Themen parasitär. Theater greift jedes Thema auf und bringt es auf die Bühne, ohne Rücksicht auf Verluste. Aber im Anschluss lässt

das Theater die Themen meist einfach wieder los. Nach „Hamlet“ kommt dann wieder eine Komödie. Aber genau dieser Abschied ist mir bei dem Thema Demenz nicht gelungen. Das Thema begleitet mich seit zwanzig Jahren in meiner künstlerischen Arbeit und an der Ostfalia Hochschule, wo ich Berufspädagogik für Gesundheitsfachberufe unterrichte. Unter anderem konzipiere ich Weiterbildungen für Pflegefachkräfte im Umgang mit Menschen mit Demenz – besonders unter der Fragestellung unserer Perspektive auf Demenz als gesellschaftliche Herausforderung. Das Thema Demenz ist ein wesentlicher Teil meines Lebens.

Wenn wir über Verletzlichkeit bei Demenz reden, würde ich beim Wort direkt anfangen. Wir von den Freudigen Füßen – dem Theaterensemble, das ich nur für diese Arbeit gegründet habe – sprechen von den Demenschen. Das ist ein Begriff, der in der Szene vorher schon verbreitet war und versucht, alle, die indirekt oder direkt von einer Demenz eines Menschen betroffen sind, unter einem Dach zu sammeln. Sie sind unser Zielpublikum, sie sind auch die Menschen, mit denen wir arbeiten. Also nicht nur Menschen mit Demenz, sondern alle, die von der Demenz betroffen sind: 1. über die Demenz selbst, 2. über ihre berufliche Arbeit und 3. über die persönliche Verbundenheit. Also die gesamte Breite der durch die demenzielle Veränderung direkt oder indirekt beeinflussten Menschen.

Demenz als Wort ist ja schwierig, denn es heißt wörtlich übersetzt „ohne Geist“. Diese Abwertung hat zu einer anderen Art von Verletzung geführt: Ich bekam einen sehr bösen Anruf, in dem uns vorgeworfen wurde, dass wir mit dem Begriff die Menschen mit Demenz herabwürdigen würden, dass wir ihnen damit das Menschsein absprechen würden. Das war natürlich nicht unser Ziel, ganz im Gegenteil. Wir wollten damit die Herabwürdigung, die die Diagnose „Demenz“ als Begriff mit sich bringt, umkehren und die Frage stellen: Wie kommen wir aus dem defizitären Blick zu einer nichtdefizitären Perspektive auf Demenz? Was kann man mit einer Demenz noch können? Und als Frage, der wir uns als Gesellschaft stellen müssen: Wie gelingt uns Teilhabe von Menschen mit Demenz? Das sind die Fragen, mit denen ich mich seit zwanzig Jahren sehr umfangreich beschäftige und von denen ich ein bisschen erzählen möchte. Dafür habe ich ein paar Fotos aus meinen Theaterprojekten mitgebracht, ich werde auch ein paar Konzepte vorstellen. Ich möchte vorstellen, wo ich damals angefangen habe und wo ich mittlerweile angekommen bin und vor allem auch: Warum. Dieser Bericht hat sehr viel mit Verletzlichkeiten zu tun, auch mit Liebe und mit Tod.

Ich möchte mit dem Ende eines Stückes beginnen. Dieses Stück heißt „Miteinander-Füreinander – Ich“. Das Theaterprojekt habe ich in Münster gemacht, mit einer Gruppe von jung betroffenen Menschen mit Demenz und ihren Partner*innen. Diese Gruppe traf sich damals einmal im Monat zu einer Art Stammtisch und hat sich über viele Jahre aufgebaut. Beeindruckt hat mich ihre Art, über Demenz miteinander zu sprechen. Die wichtige Leitfrage war: Wie können wir unsere Beziehungen und unsere Liebe wei-

terleben? Dabei haben sie auch offen über Sexualität und Demenz gesprochen und miteinander verhandelt. Wie ist es möglich, weiterhin gemeinsam Sex zu haben? Auch viele andere Fragen wurden thematisiert, die in einer Partnerschaft sonst im Alltag nebenbei verhandelt werden.

Wir haben zusammen ein Theaterwochenende gemacht und ich habe dabei mit den Menschen mit Demenz und ihren Partner*innen jeweils eigene kleine Theaterszenen erarbeitet. Diese haben sie sich dann gegenseitig vorgespielt und viel übereinander gelernt. Während der Arbeit war ich gerührt davon, was für eine Liebe diese Paare verbindet und welche Sehnsucht nach einander sie in der Theaterarbeit zum Ausdruck brachten. Aus diesem Theaterstück habe ich eine kurze Szene mitgebracht. Am Ende des Stücks geht es um einen ganz wesentlichen Faktor, nämlich die Frage: Wie begegnen eigentlich Menschen mit Demenz anderen Menschen (noch)? Wie viel gemeinsame Teilhabe ist überhaupt möglich?



Warum habe ich diese Szene ausgesucht? Das erste Problem bei Theater mit Menschen mit Demenz ist, dass das Publikum die Demenz auf der Bühne sucht – die Menschen mit Demenz. Also die Zuschauer*innen kommen dahin, um die Menschen mit Demenz zu sehen und zu finden. Und die Auseinandersetzung, die sich daran anschließt, hat sehr viel mit der Frage der Verletzlichkeit dieser Erkrankung zu tun, weil auch die Frage sofort im Raum ist: Darf man das? Darf man das nicht? Überschreiten wir Grenzen? Ist das ein Schutzraum? Ist das kein Schutzraum, der an der Stelle

entsteht? Und was ist der Schutzraum, den die Menschen mit Demenz brauchen? Ich würde behaupten, sie brauchen keinen, sondern sie brauchen Anerkennungsräume. Das ist hier einer, den wir in dem Stück gestaltet haben. Die Darsteller*innen tanzen zusammen und fordern dann das Publikum auf, mit ihnen zu dem Lied „Für mich soll's rote Rosen regnen“ zu tanzen. Wir haben das Publikum miteinbezogen, um deutlich zu machen, dass es für die Darsteller*innen wichtig ist, dass sie wahrgenommen werden. Die Diagnose Demenz führt sehr häufig in die Einsamkeit. Das ist auch bei diesen Paaren so und das habe ich auch im weiteren Kontakt so erfahren – dabei spielte allerdings auch die Corona-Pandemie eine große Rolle.

Das Stück „Miteinander – Füreinander – Ich“ hat über Liebe erzählt. Ich hoffe, das hat sich auch in diesen wenigen Sekunden schon vermittelt. Und gleichzeitig ist es mir und allen auf der Bühne klar, dass die gemeinsame Zeit befristet ist. Von den Darsteller*innen mit Demenz lebt heute nur noch eine Frau, die anderen fünf sind leider verstorben. So stand dann nach dem Projekt auch das Thema Tod für mich unerwartet in einem neuen Fokus. Aufgrund des Theaterstücks und der entstandenen Beziehungen habe ich dann meine erste Beerdigung geleitet. Eine Darstellerin hatte mich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, die Trauerfeier für ihren Mann zu gestalten. Und so naiv, wie ich bin, habe ich zugesagt und habe dann gedacht: „Was tue ich hier eigentlich? Wo ist die Grenze der künstlerischen Arbeit? Wo verläuft meine eigene Grenze zwischen Leben und Theater? Gibt es die überhaupt? Gibt es die vierte Wand überhaupt, wenn man Theaterprojekte mit Demenschen macht? Und wofür braucht man sie?“

Die „vierte Wand“ ist die klassische Theatergrenze, der schwarze Vorhang oder die Bühnenkante. Die Trennung zwischen Darsteller*innen und Publikum. Genau diese Grenze haben wir mit dem gemeinsamen Tanzen versucht aufzuheben, um sie damit gleichzeitig sichtbar zu machen. Das Aufheben der Grenze ermöglicht erst die gegenseitige Teilhabe. Doch dieser Durchbruch ist gar nicht so einfach. Da gibt es extrem viele Vorbehalte. Ich kann hier jetzt aus zwanzig Jahren Arbeit in dem Bereich drei klassische Aussagen präsentieren: „Das ist keine Kunst, das ist Sozialarbeit.“ „Das ist kein perspektivisch sinnvoll investiertes Geld.“ „Menschen mit Demenz gehören nicht auf eine Bühne.“

Das Theaterprojekt, über das ich jetzt erzählen möchte, ist das Stück „Über Schiffe gehen“. Von 2014 bis 2016 durfte ich im Haus im Park in Bremerhaven, das ist eine Fach-einrichtung für Menschen mit Demenz, Theaterprojekte anbieten. Ich durfte mit allen sechzig Menschen im Haus arbeiten, egal ob sie bettlägerig waren oder nicht. Also auch die Menschen mit Demenz, die nur noch vokalisiert haben, durfte ich in das Projekt mit einbeziehen oder durfte auch Lesungen anbieten. Ich habe dort eine Lesung mit Elementen basaler Stimulation gemacht: Während der Lesung sollte ein gemeinsames Erleben zwischen einer Pflegebegleitung und einem Menschen mit Demenz neben der alltäglichen Versorgungsbeziehung ermöglicht werden. Warum erzähle ich

das so umfänglich? Wir haben 2012 begonnen, Gelder für diese Arbeit zu akquirieren. Es gab zahlreiche Absagen aufgrund der schwierigen Zuordnung: Kultur ist das nicht, sozial vielleicht. Letztendlich waren es dann Mittel aus dem Innovationsfonds des Landes Bremen, die wir bekommen haben. Das Projekt wäre fast gescheitert, weil die Zusage von dem Fördergeber statt wie angekündigt im August 2013 erst im Februar 2014 kam. Der Start des Projektes war aufgrund seiner Kampagnenstruktur – nämlich der Einbindung aller Kulturinstitutionen der Stadt – für den April 2014 geplant.



Ein Mann mit ausgeprägter Gestik sitzt in einem Café. Das Foto ist während der Proben entstanden. Dieser Mann soll der erste italienischstämmige Arbeiter der Seestadt Bremerhaven gewesen sein. Natürlich hatte ich mich biografisch gut über ihn informiert und seinen Biografiebogen gelesen. Dann habe ich versucht, auf Basis dieser Informationen die Szenen für das Theaterprojekt zu entwickeln. In der Arbeit habe ich mich immer mehr von der Biografiearbeit entfernt, weil ich festgestellt habe, dass die Biografie eigentlich auch schon ein defizitärer Blick ist – er legt den Fokus auf Vergangenes und nicht auf neue Entdeckungsräume. Beispielsweise habe ich mit einer anderen Darstellerin, die einmal in einer Wäscherei gearbeitet hatte, als Erstes eine Szene geprobt, in der Wäsche gebügelt wird. Einmal hat ihr das auch Spaß gemacht, so haben wir sie danach wieder zu diesem Spaß zu drängen versucht. Aber ihr hat das Bügeln einfach keinen Spaß mehr gemacht. Sie war wahrscheinlich sogar sehr glücklich, dass sie das nicht mehr machen musste. Und wir? Wir zwangen sie zum Bügeln. Ausgangspunkt war dafür die Biografiearbeit. Alle Expert*innen hatten mir im Vorhin-

ein gesagt, dass die Biografiearbeit der einzige sinnvolle Startpunkt ist. Ich habe mich davon immer mehr gelöst. Das wäre mir nicht gelungen, wenn ich nicht zwei Jahre Zeit dafür zur Verfügung gehabt hätte. Wir haben das Stück über zwei Jahre gespielt und deswegen immer wieder proben und weiterentwickeln dürfen.



Dieses Bild zeigt eine Dame, die andächtig, fast abwesend in die Ferne schaut. Die vier Hände vor ihr halten eine imaginäre Krone, die sie im Spiel gleich aufgesetzt bekommt. In dieser Szene nutze ich ein Theatergesetz: Den König müssen immer die anderen spielen – der König ist nur dann König, wenn andere seine Macht anerkennen. Ich habe in diesem Projekt zwei Schauspieler*innen eingebunden, deren Aufgabe es war, im Spiel mit den Menschen mit Demenz die Verantwortung für Abläufe und die Dramaturgie der Szene zu übernehmen, damit sich die beteiligten Spieler*innen mit Demenz ganz auf ihr Spiel konzentrieren konnten. In diesem Fall haben wir es mit einer Krönungssituation zu tun, denn diese Spielerin wird später gekrönt. Sie spielte das wirklich zauberhaft und schön. Dabei hatte diese Dame noch nie vorher Theater gespielt. Vielleicht einmal in der Schulzeit, aber das konnten wir nicht genau in Erfahrung bringen. Und dann stellt sich die Frage: Welche Vorstellung von Theater hat sie? Goethe oder Shakespeare – oder etwas ganz anderes? Sie soll ein Theaterabo gehabt haben. Doch ganz unabhängig von diesen Fragen hatte sie eine unglaubliche Präsenz im Umgang mit Musik und mit einer besonderen Art des Handtanzens entwickelt. Niemand wusste, woher diese Art zu tanzen kam. Das ist aber auch nicht wichtig, sondern wir haben einfach aus der gemeinsamen Improvisation und den damit verbundenen

Zufällen eine Theaterszene entwickelt, um die besondere Fähigkeit unserer Mitspieler:in als einen „Glanz“ zu produzieren. Das war bei allen Szenen meine zentrale Aufgabe: die Fähigkeiten sichtbar zu machen.

Die Proben fanden in einem dafür eigentlich ungeeigneten Raum statt: einem Café mit vielen Fenstern. Der Raum war hell und in keinsten Weise inspirierend. Zudem war es eben ein öffentliches Café und immer wieder kamen Menschen einfach durch die Tür herein. Wir haben von vornherein gesagt, jede*r Angehörige darf gerne zu den Proben dazukommen. Das Problem war dann nur, dass sie auch gern mitspielen wollten. Und das ist ein bisschen der Teil der Genese, den ich hier erzählen möchte. Ich habe mich gefragt: Welche gemeinsamen Erlebnissräume hat man mit Menschen mit Demenz, die erfreulich sind? Sind die erfreulichen Momente nur die Erinnerungen? Laufen wir dann immer der Vergangenheit hinterher? Wo sind die neuen schönen gemeinsamen Erlebnisse? Wo sind die Momente, die uns bezaubern und die uns etwas schenken, das besonders ist? Ich benutze dafür noch einmal mein Wort „Glanz“, also wo sind die Momente, die einen kleinen Glanz in sich tragen?



Deswegen haben wir die ganze Bühne glitzern lassen! Es war ein Glitzerboden, es waren glitzernde Bühnenelemente sowie ein Glitzervorhang – all das als Versuch, den Fokus auf die Menschen zu lenken. Die Begegnung mit dem Herrn in dem blauen Jackett war eine sehr besondere Erfahrung für uns. Er war gerade erst in die Fach-einrichtung gezogen. Die Ehefrau war mit der Situation sehr unglücklich. Auch weil viele Menschen ihr gesagt hatten: „Das darfst du nicht tun. Du musst deinen Mann zu Hause behalten. Das geht nicht, du hast ihm ‚in guten wie in schlechten Zeiten‘ versprochen. Du hast dazu ‚ja‘ gesagt!“ Auf der anderen Seite hatte der Arzt ihr gesagt,

dass in einem Prozent der Fälle Menschen, die aufgrund einer Hirnblutung dement sind, wieder gesunden. Und natürlich hat die Ehefrau ihrem Mann dann vorgeworfen: „Warum bist du nicht das eine Prozent?“ Und das hat deren Beziehung extrem negativ beeinflusst. Wir haben viel gesprochen und über die Theaterarbeit hat sie nach und nach die Situation akzeptieren können. Über das Theater entstehen ganz andere Gesprächsmöglichkeiten neben der eigenen Betroffenheit.

Nach den Vorstellungen haben wir immer mit dem Publikum gesprochen. Und das in der Regel genauso lange, wie die Vorstellung gedauert hat – neunzig Minuten war die Vorstellung, neunzig Minuten dauerte das Publikumsgespräch. Das Publikum musste erst einmal das schlechte Gewissen loswerden: Durfte ich da überhaupt zugucken und durfte ich überhaupt lachen? Ist das ethisch okay, was die da auf der Bühne gezeigt haben? Oder war ich im Menschenzoo? Ich habe wirklich viele dieser Diskussionen in meinem Leben geführt. Deshalb kann ich sagen, dass die Perspektive „Menschenzoo“ immer mit im Raum ist, jedes Mal. Ich habe mir angewöhnt, nicht mehr zu versuchen, dagegen an zu argumentieren, sondern in die Offensive zu gehen und zu sagen: „Ich kann Ihnen sagen, für die Spieler war es wichtig, dass Sie da waren und dass sie gesehen wurden. Das ist das Einzige, was ich Ihnen sicher sagen kann.“ Einmal stand am Ende eine der Akteurinnen mit ausgebreiteten Armen vor dem Publikum und ließ sich feiern durch den Applaus. Während des Applauses ist sie dann auch noch drei Meter näher ans Publikum herangegangen.



Was ist die Anerkennung und die Nichtanerkennung, die wir haben? Einmal ist bei einer Premiere ein Herr von der Bühne gegangen und in dem Moment rutschte ihm die

Hose runter. Und da dachte ich schon: „Okay, da werde ich diskutieren müssen.“ Ich hatte das Glück, dass der Bruder dieses Herrn Schauspieler war und dass er auch die Premiere gesehen hat. Im Anschluss hat er mir einen langen Brief geschrieben, wie toll das Projekt für seinen Bruder war und was er alles an seinem Bruder wieder gesehen hat und wie toll es für ihn war, ihn auf der Bühne zu sehen. Ich musste nichts rechtfertigen. Ich habe eine Rechtfertigung geschenkt bekommen. Über die zwei Jahre hatten wir dann mit der Verschlechterung der einzelnen Gesundheitszustände der Beteiligten zu kämpfen. Wir haben neue Darsteller*innen eingebunden, haben aber die Szenen beibehalten. Die Szenen waren Spieleinladungen und diese Spieleinladung wurde auch nichtbiografisch angenommen. Es ging gar nicht um die Biografie, es war die Spielgelegenheit, um die es ging. Die Gelegenheit, sich zu erproben, gesehen zu werden und etwas erleben zu können.



Diese Szene zeichnet sich vor allem durch Flirten aus. Das ist ein Moment, den Menschen in einer Fachreinrichtung für Demenz nicht mehr so oft erleben. Auch das gehört zu den Verlusten, die Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen bewältigen müssen. Die Frage, wie das mit den Verlusten ist, hat uns in den Proben immer wieder beschäftigt. Während der Proben lernte meine damals fünfjährige Tochter das Radfahren. Natürlich wurde ich während der Probe angerufen und mir wurde mitgeteilt, dass sie Rad fahren kann. Und mir wurde auch gesagt, wie vielen Menschen diese neue Fähigkeit schon kommuniziert wurde. Und dann saß ich in der Probe und stellte mir die Frage: Wie war das wohl, als meine Darsteller*innen das nicht mehr konnten? Es ist sicher kein schönes Gefühl, nicht mehr Rad fahren zu können. Vermutlich verstecken viele Menschen die Verluste, die sie erleben. Wie mag sich aber dieses

Verstecken anfühlen? Dann hat mich interessiert, was mit Theater und Demenschen noch möglich ist. Daraus ist die Demenztheater-Sprechstunde entstanden. Das war ein Angebot im münsterländischen Raum. Dafür sind wir durch das Land getourt und haben versucht, Arztpraxen zu finden, die mittwochs nachmittags geschlossen haben und uns die Praxis überlassen, um dann dort Menschen mit Demenz und Bezugspersonen zum Theaterspielen einzuladen. Aber die Ärzte fanden dieses Theaterangebot nicht so wichtig wie wir. Dann haben wir andere Allianzen geschlossen. Wir haben die Einladung ausgesprochen, Menschen, die in irgendeiner Weise Personen mit Demenz begleiten und etwas mit ihnen erleben wollen, könnten mit der Person zu uns kommen und an den Theaterproben teilnehmen.



Auf dem Foto kann man das ein bisschen sehen: Da sitzt der Enkel neben der Oma, da sitzt die Tochter neben der Mutter und dann sitzt die ehrenamtliche Begleitkraft neben einem Menschen mit Demenz. Also wirklich eine vielfältige Mischung von Demenschen, die alle eine besondere und andere Erlebnisebene miteinander haben wollten. Und uns ging es darum, diese Erlebnisebene zu schaffen und zu schauen, was gemeinsam möglich ist. Ich habe diese Erlebnisebenen in der Theorie als „dritte Räume“ beschrieben, also nichtfunktionale Räume neben dem Alltag. Ein Raum ohne die Zwänge der pflegerischen Versorgung. Dieser Raum ist das, was ich als Minimalement mit Theater anbieten möchte. Mit meiner theatralen Naivität neue und andere Möglichkeiten der Begegnung zu schaffen. Um andere einzuladen, das auch selbst zu tun, haben wir das Buch „Theatertechniken für Menschen mit Demenz“ geschrieben. Der Ansatz ist dabei bewusst niederschwellig, weil es nicht darum geht, auf die große Bühne zu gehen und Shakespeare zu spielen. Es geht darum, einen gemeinsamen

Moment zu finden, in dem die Fantasie und das gemeinsame Erfinden im Vordergrund stehen und eben nicht das „Funktionierenmüssen“. Und das braucht gar nicht viel ... vor allem den Mut anzufangen.



Dieses Bild wurde 2019 bei einer Probe in Bocholt aufgenommen. Ich habe schon lange nicht mehr daran gedacht, aber letzte Woche wurde ich darum gebeten, dem Sohn die Fotos von der Probenzeit zu schicken. Es war ihm wichtig, da noch mal dranzukommen, und er hat sich jetzt fünf Jahre nach dem Projekt gemeldet. Das ist für Theater, für meine Theatererfahrung eine Ewigkeit. Dass ich auf ein Theaterstück angesprochen werde, das vor einem halben Jahr zu sehen war, das ist so der normale Zeitraum. Aber fünf Jahre sind schon sehr ungewöhnlich. Das zeigt für mich die Bedeutung dieses Projektes für die Beteiligten. Und diese Bedeutung erfahre ich öfter. Beispielsweise hat die Ehefrau, die so viele Schwierigkeiten bei der Akzeptanz der Demenz ihres Mannes hatte, von der ich oben berichtete, in der Sterbeanzeige die Theaterarbeit als wichtigen Teil des Lebens ihres Mannes benannt. Das hat mich sehr berührt. Diese Theaterarbeit hat viel mit Tod und Liebe zu tun, an ganz vielen Stellen.

Wir wollten nach dem Projekt „Miteinander – Füreinander – Ich“ ein Projekt über Reisen & Demenz machen und dann kam leider die Corona-Pandemie dazwischen. Die Probenarbeit endete von jetzt auf gleich. Wir haben dann über Zoom versucht den Kontakt zu halten, was aber sehr unbefriedigend blieb. Eine Darstellerin erzählte mir nach einem halben Jahr Lockdown, dass sie sich gar nicht mehr traut, einkaufen zu gehen. Dass sie große Sorgen hat, ob sie noch im Supermarkt zurechtkommt, wenn der Lockdown vorbei ist. Sie machte sich sehr große Sorgen, ob und wie der Alltag

danach funktionieren würde. Daraus entstand für mich die Frage: Wie können wir Menschen mit Demenz an dem teilhaben lassen, was eigentlich unser menschliches Zusammenleben darstellt?

Eine minimal inszenierte Form aus meiner Sicht ist die Methode „Erzählcafé“, die in der Versorgung und der Pflege von Menschen mit Demenz umgesetzt wird. Das Erzählcafé inszeniert die Biografie und Erinnerungen einer Person oder einer Zeit, beispielsweise die sechziger Jahre. Das kann offener gestaltet werden, im Theater brauche ich die Biografie eigentlich nicht. Ich brauche nur den Impuls und den Anlass. Wir können auch einfach Kaffeetrinken spielen, als wären wir Könige oder wer auch immer. Und dann schauen wir einfach mal, was passiert. Es muss nur jemand da sein, der sagt: „Ich möchte mich mit diesem Thema mit dir auseinandersetzen.“ Und dabei dann setzt man das Zusammenspielen, also wirklich das Spiel in den Vordergrund, das Füreinander-Spielen. Denn auch den anderen beim Spielen zusehen zu dürfen, ist ein wichtiger Anteil von Theater. Ich brauche klassischerweise beim Theater eine Person, die auf der Bühne ist, und eine Person, die zuguckt. Das konstituiert Theater. Ich brauche jemanden, der schaut. In dem Moment mache ich es für ihn und eben nicht für mich privat. Natürlich kann ich auch privat spielen, es macht auch Spaß, Rollen und Situationen zu spielen. Dann sind wir aber eher im Spiel und nicht im Theater. Im Spielen für andere habe ich eine andere Aussage, habe ich eine ganz andere Möglichkeit zur Teilhabe. Ich arbeite künstlerisch mit Demenschen. Dabei geht es mir vor allem um die politische Haltung, die dabei eine Rolle spielt, Theater mit Demenschen für ein Publikum zu machen. Sie nicht zu betüdeln und zu beschäftigen, sondern darüber hinauszugehen und zu sagen: „Wir wollen gemeinsam etwas aussagen mit dem, was wir tun. Wir wollen euch etwas zeigen.“ Das Wichtige dafür ist, dass es ein Publikum gibt.

Es geht um Tod und Liebe. Das ist das, was ich im Theater auf der Bühne habe und finde. Was so essentiell auf die Bühne gehört wie nichts anderes, weil uns das begleitet. Das ist auch die große Chance bei diesem Theaterspielen – und zugleich das Risiko. Das war die Rückmeldung aus der Facheinrichtung Haus im Park, wo wir waren. Dort war ich auf diesen wunderbaren Pflegeübergaben und habe dann da hören müssen: „Das ist ja total schön, dass ihr das macht, aber danach sind die so aktiv. Das ist so blöd. Die bringen ja alles durcheinander, die kosten uns Kraft, die kosten uns Zeit und wir haben doch eh schon keine Zeit.“ Und ich glaube, in diesem Dilemma der Verletzlichkeit leben wir in den Versorgungsmechanismen auf der einen Seite. Diese Mechanismen fordern und bedeuten die Zwänge und wollen gleichzeitig dem ethischen Aspekt des Zusammenlebens und des Gestaltens folgen. Wie man das ausbalancieren kann, weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass so ein Umgang, wie zum Beispiel das Theaterspielen, einen ethischen Raum öffnet, der die Begegnung sehr unmittelbar ermöglicht. Und dass in diesem Ermöglichen sehr viel Liebe steckt. Viel mehr Liebe als Angst.

Fotos S. 37–44: Michael Hagedorn, Foto S. 45: Gunnar A. Pier

Verletzlichkeit in der Pflege – Herausforderung und Chance zugleich. Ein Beitrag zur Bedeutung von Anerkennung, Verantwortung und Integrität im Pflegealltag

Mag. Dr. Berta M. Schrems

M. A., Priv. Doz., freiberuflich in Lehre, Beratung und Forschung tätig, spezialisiert auf Wissenschaftstheorie, Pflegediagnostik und Vulnerabilität. Studium der Soziologie und Philosophie, Habilitation in Pflegewissenschaft, Weiterbildungen in Organisationsentwicklung und Qualitätsmanagement; Gesundheits- u. Krankenpflegerin

Einleitung

Verletzlichkeit betrifft uns alle, unabhängig von Alter, Herkunft oder Rolle. In der Pflege zeigt sie sich in besonderer Weise. Menschen in verletzlichen Lebenslagen, sei es durch Krankheit, Alter, Isolation oder soziale Benachteiligung, stehen im Mittelpunkt pflegerischen Handelns. Zugleich sind auch Pflegenden selbst verletzlich: Sie begegnen täglich Leid, Sterben, Zeitdruck, emotionalen Belastungen und strukturellen Hürden. Diese doppelte Perspektive macht Verletzlichkeit zu einem zentralen Thema, nicht nur als Herausforderung, sondern auch als Ressource für authentische Beziehung und professionelle Haltung. Im folgenden Beitrag wird die doppelte Perspektive von Verwundbarkeit als Risiko und Ressource sowohl für Patient*innen als auch für Pflegekräfte beleuchtet. Es geht um die bewusste Wahrnehmung und Anerkennung von Verletzlichkeit und darum, wie diese die Qualität der pflegerischen Beziehungen stärken, die Integrität wahren und damit eine ethisch fundierte Pflegepraxis fördern kann. In einem von Unsicherheit geprägten Versorgungsalltag kann ein reflektierter Umgang mit Vulnerabilität neue Perspektiven für eine personenzentrierte Pflege eröffnen.

Ich habe mich in meinem Buch „Vulnerabilität in der Pflege. Was Menschen verletzlich macht und Pflegenden darüber wissen müssen“ mit dem Thema umfassend auseinandergesetzt, aus dem einfachen Grund, weil mich der Begriff in seiner Vielfalt, aber auch Unbestimmtheit angezogen hat. Das war vor der Corona-Pandemie und Ausgangspunkt war vorerst der Forschungskontext und weniger die Pflegepraxis. In der Auseinandersetzung mit der Frage, was Verletzlichkeit bedeutet, erkannte ich jedoch sehr rasch die Notwendigkeit, den Begriff für die Pflegepraxis aufzubereiten.

Während der Pandemie ist Vulnerabilität in den alltäglichen Sprachgebrauch übergegangen, es wurde von vulnerablen Gruppen gesprochen und alle wussten, wer damit gemeint war, nämlich vor allem alte und kranke Menschen. Auf Basis meiner Erkenntnisse stellte sich jedoch die Frage, ob diese Verallgemeinerung zutreffend ist. Sind alle alten und kranken Menschen in gleicher Weise verletzlich oder sind sie dies nur in bestimmten Situationen? Ist Verletzlichkeit ein gruppenspezifisches Phänomen? Die Antwort lautet: Nein, Verletzlichkeit ist nichts, was (nur) besondere Gruppen kennzeichnet. Dies soll in den nachfolgenden Ausführungen deutlich werden. Um stereotype Zuschreibungen zu vermeiden, ist es wichtig, sich mit dem Konzept der Verletzlichkeit vertraut zu machen, denn um etwas erkennen zu können, muss es zunächst gekannt und verstanden werden. Das bedeutet, dass ein bestimmtes Wissen benötigt wird, zum Beispiel wo und wie sich Verletzlichkeit zeigt, um sie überhaupt wahrnehmen zu können.



Berta M. Schrems

Die folgenden Ausführungen gehen darauf ein, was hinter dem Begriff der Verletzlichkeit oder auch Vulnerabilität steckt, welche Formen oder Grade der Verletzlichkeit in der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur unterschieden werden, wie Verletzlichkeit von den zu Pflegenden und von den Pflegenden erlebt wird, und letztendlich, was daraus folgt, im Wesentlichen welche Form der Verantwortung sich daraus ergibt. Übergeordnet steht die Frage, wie wir der menschlichen Eigenschaft Verletzlichkeit in der Pflege gerecht werden können und welche Rolle dabei die Pflegebeziehung spielt.

Zum Begriff der Verletzlichkeit

Der Begriff „Verletzlichkeit“ oder vielmehr Vulnerabilität ist ursprünglich abgeleitet von *Vulnus* für Wunde, und daraus lassen sich bereits viele Bezüge zum Phänomen selbst herstellen: Verwundbarkeit, Verletzlichkeit und auch Offenheit. Der Begriff hat im Allgemeinen eine negative Konnotation – wer will schon gerne verletzlich sein. Aber es gibt auch eine positive Seite: Einerseits ist Verletzlichkeit ein Risiko, aber es ist noch kein Schaden eingetreten. Damit birgt Verletzlichkeit auch ein Potenzial, mit dem Risiko zu wachsen. Verletzlichkeit ist also nicht nur ein Defizit, sie ist Teil unserer menschlichen Offenheit, im positiven wie im negativen Sinn. Eine Internetrecherche nach dem Begriff zeigt, dass damit nicht an erster Stelle die Pflege oder der Kontext Krankheit in Verbindung gebracht werden, sondern die Umwelt oder technische Systeme: Die Erde und die Umwelt, aber auch Computersysteme sind vulnerabel. Wir kennen das von Überschwemmungen oder anderen Umweltkatastrophen. Dass der Mensch dabei verletzlich ist, ergibt sich aus der Kombination von Mensch und System oder Umwelt. Wenn ich beispielsweise an einem Fluss lebe, weil ich gerne das Wasser höre, werde ich möglicherweise in Zeiten der Klimaveränderung und den damit ein-

hergehenden Starkregen verletzlich. Als Person bin ich das nicht in jeder Situation, es ist die Kombination aus System bzw. Umgebung (Starkregen) und meinem Wohnort (in Flussnähe), die mich verletzlich bzw. verletzlicher macht als jemanden, der oder die nicht am Fluss lebt. Der Mensch als verletzliches Wesen, auch im Zusammenhang mit seiner positiven Seite, ist seit Menschengedenken ein Thema der Philosophie, wurde aber erst in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in der einschlägigen Fachliteratur als Thema aufgegriffen, das Gesundheit und Krankheit betrifft.

So hat sich beispielweise Giovanni Maio, ein Medizinethiker, intensiv mit dem Thema beschäftigt. In seinem 2024 erschienenen Buch „Die Ethik der Verletzlichkeit“ beschreibt er Vulnerabilität als einen Schwebezustand, einen Zustand zwischen Verletzlichkeit und Widerstandsfähigkeit (Resilienz). Dieser Schwebezustand bedeutet, dass die Integrität einer Person, ein zentrales ethisches Prinzip, angegriffen werden kann. Integrität bedeutet, dass die Person sein darf, die sie sein will, und dass sie mit dem, was sie mitbringt, leben kann und darf. Maio betont, dass dieser Schwebezustand in beide Richtungen gehen kann und Entwicklungsmöglichkeiten bietet, die als Ressource genutzt werden können.

Alle Menschen sind verletzlich, doch manche sind verletzlicher

Verletzlichkeit ist eine menschliche Eigenschaft. Wir alle können krank werden, einen Unfall haben, Gewalt oder Naturkatastrophen ausgesetzt sein. Das macht uns verletzlich und verbindet uns zugleich. Auch Helden und Heldinnen sind nicht davor geschützt. Maio sagt, dass wir ohne Verletzlichkeit einen „Panzer“ tragen würden, der uns von anderen Menschen isoliert. Verletzlichkeit bedeutet dagegen Offenheit, sie ermöglicht Verbindung. Sie ist ein Potenzial, das Entwicklung und Neues schafft. In der Diskussion um die „Heldinnen der Pflege“ während der Pandemie zeigte sich dies deutlich, denn viele Pflegekräfte wollten diesen Status nicht, weil er ihnen eine Unverletzlichkeit zuschreibt, die nicht der Realität entspricht – und ihnen dadurch die notwendige Unterstützung vorenthalten wird.

Alle Menschen sind verletzlich, doch manche sind verletzlicher. Was uns mehr oder weniger verletzlich macht, sind unsere Körperlichkeit, unsere Abhängigkeit von anderen und unsere soziale Eingebundenheit. Wir können uns unsere Lebenswelt nicht aussuchen. Ob wir in arme oder wohlhabende Familien hineingeboren werden oder in ebensolchen Gebieten leben, die Gegebenheiten machen uns verletzlich. Letztendlich ist es die Endlichkeit des Lebens, die uns alle verbindet. Manche Menschen sind jedoch bestimmten Aspekten dieser menschlichen Eigenschaft stärker ausgesetzt. In der Literatur wird von einer „situationsspezifischen Vulnerabilität“ gesprochen. Situationsspezifische Vulnerabilität betrifft Menschen in bestimmten Situationen und / oder mit bestimmten Merkmalen wie psychischen oder physischen Dispositionen, Alter, Geschlecht oder sozialen Zusammenhängen. Krankheit ist ein Beispiel, das alle Aspekte der Verletzlichkeit aufweist: Sie kann uns juristisch, infrastrukturell,

physisch oder psychisch einschränken und verletzlich machen (s. Abb. 1). Wir müssen dabei auch erkennen, dass Vulnerabilität nicht nur vorhanden ist, sondern in bestimmten Kontexten erzeugt oder verstärkt werden kann. Gesundheitseinrichtungen beispielsweise sollten Vulnerabilität mildern, doch oft verstärken sie diese. Gründe dafür sind eine eingeschränkte Autonomie, einhergehend mit der Gefährdung der Integrität und Depersonalisierung, das heißt emotionale Distanz oder Zynismus. Diese können kurzfristig entlasten, führen langfristig jedoch zu einem Qualitätsverlust in der Pflege und gefährden das Wohlbefinden auf beiden Seiten, den zu Pflegenden und den Pflegenden. Besonders in Zeiten von Ressourcenmangel und des Pflege-notstands, der sich durch die demografische Entwicklung weiter verschärfen wird, können diese Probleme verstärkt auftreten. Beide Gruppen teilen die Verletzlichkeit und in der Hektik des Alltags erhöht sich das Risiko, dass diese nicht wahrgenommen und entsprechend auch nicht gemildert wird. Pflegende und zu Pflegende teilen die grundlegende Eigenschaft, verletzlich zu sein, doch kann nur jemand, der oder die sich der eigenen Verletzlichkeit bewusst ist, empathisch bleiben, gesunde Grenzen wahren und tragfähige, professionelle Beziehungen gestalten.

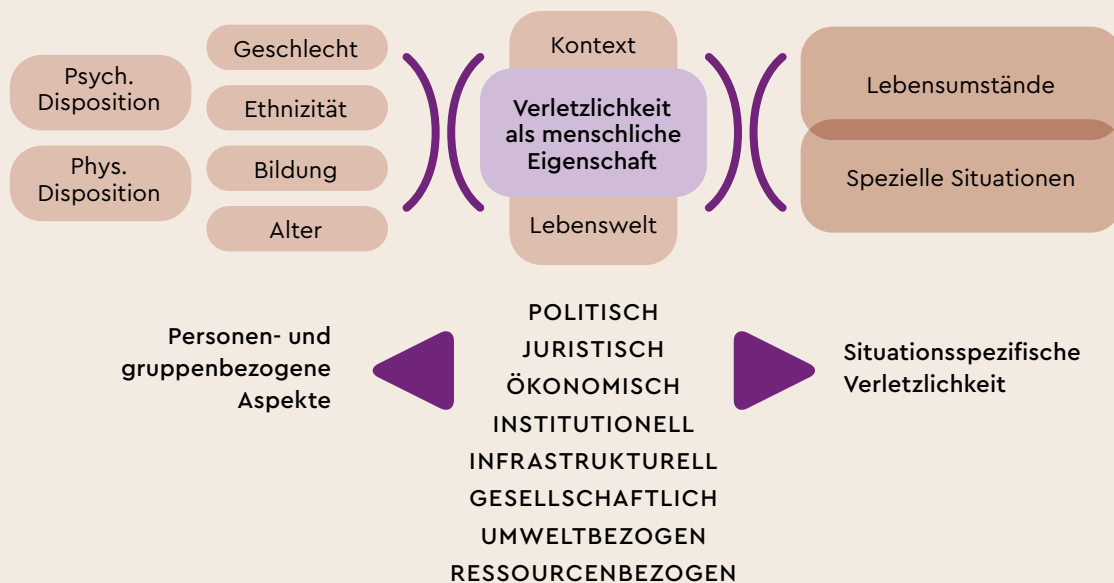


Abb. 1: Allgemeine und situationsspezifische Vulnerabilität, Schrems 2020

Mit der Frage, ob alle Menschen gleichermaßen verletzlich sind, hat sich auch der Ethiker Henk ten Have auseinandergesetzt und zur funktionalen Bestimmung von Verletzlichkeit drei Aspekte identifiziert (s. Abb. 2):

- *Ausgesetztheit gegenüber Risiken*: Wie stark ist eine Person einem bestimmten Risiko ausgesetzt? Zum Beispiel: Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, einem krank-

machenden Bakterium ausgesetzt zu sein? Eine Philosophin, die viel Zeit zu Hause verbringt, ist möglicherweise weniger gefährdet als jemand, der auf der Flucht ist.

- *Empfindlichkeit gegenüber Risiken:* Wie sensibel reagiert eine Person auf ein Risiko? Ein starkes Immunsystem kann die Reaktion auf ein Risiko abmildern, während ein schwaches Immunsystem die Verletzlichkeit erhöht. Auch soziale und finanzielle Ressourcen spielen eine Rolle: Eine unterstützende Community oder finanzielle Mittel können die Auswirkungen eines Risikos abfedern.
- *Anpassungsfähigkeit:* Wie gut kann sich eine Person an eine riskante Situation anpassen? Kann sie beispielsweise das Gesundheitssystem nutzen oder ihre Sprachkenntnisse einsetzen? Ein geflüchteter Mann mit gefragten IT-Kenntnissen oder Erfahrung im Bereich künstlicher Intelligenz hat möglicherweise bessere Anpassungsmöglichkeiten als eine nichtalphabetisierte Frau.

Werden diese drei Ebenen zur Feststellung der Verletzlichkeit herangezogen, wird deutlich, dass nicht alle alten, psychisch kranken Menschen oder Menschen auf der Flucht gleichermaßen verletzlich sind. Verletzlichkeit ist situationsspezifisch und muss individuell bestimmt werden. Dies ist beispielsweise auch in der Gesundheitsforschung von großer Bedeutung. Vielfach werden bestimmte Gruppen wie Schwangere, Frauen allgemein (insbesondere bei Medikamentenstudien) oder Menschen mit kognitiven Einschränkungen oder in Institutionen ohne Rechtsvertretung von der Forschung ausgeschlossen. Dies kann zu erheblichen Nachteilen führen, da wichtige Erkenntnisse über deren besondere Situation oder Bedürfnisse fehlen. Auch psychisch kranke Personen oder Sterbende gehören zu diesen Gruppen. Wenngleich sie verletzlich sind, stellt sich die Frage, ob sie deswegen auch von der Forschung ausgeschlossen werden müssen oder ob nicht vielmehr im Forschungsdesign schlicht besondere Schutzmaßnahmen getroffen werden sollten. Werden sie ausgeschlossen, verletzen wir möglicherweise das ethische Prinzip der Gerechtigkeit, da es keine Erkenntnisse über ihre spezifischen Bedürfnisse gibt. Hier zeigt sich eine Gratwanderung, die nicht nur in der Forschung, sondern auch in anderen Bereichen, wie dem Theater mit demenzkranken Menschen, eine Rolle spielt.

Verletzlich sein und verletzen können

Vulnerabilität hat auch noch eine dritte Seite: Wenn wir verletzlich sind, gibt es immer etwas oder jemanden, das oder der uns verletzen kann. Ein Beispiel hierfür ist die Sprache. Die Philosophin Judith Butler hat sich intensiv mit diesem Thema auseinandergesetzt. Sprache kann verletzen, wie wir es aus den sozialen Medien und der sogenannten „Hate Speech“ kennen. Sprache kann nicht nur durch das Gesagte verletzen, sondern auch durch das, was nicht gesagt wird. Kommunikation, auch in Form von Schweigen, kann verletzen. Ebenso kann Untätigkeit verletzen, etwa durch Vernachlässigung oder das Nichtausführen von bestimmten Tätigkeiten. Ein Beispiel hier-

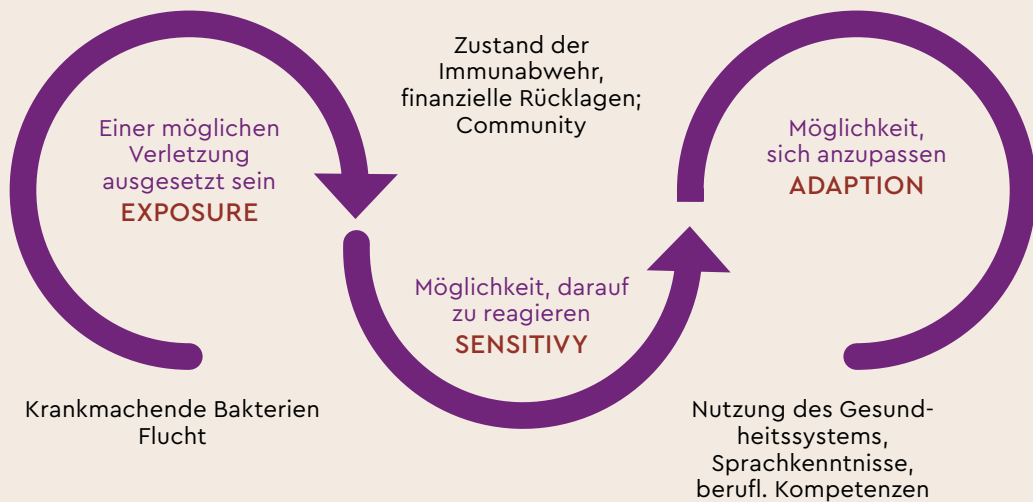


Abb. 2: Funktionale Bestimmung von Vulnerabilität von Henk ten Have, Schrems 2020

für ist das Phänomen „missing care“, auch „unmet needs“ oder „implizite Rationierung“ von Maßnahmen. Wenn Pflegekräfte aufgrund von Ressourcenmangel weniger leisten können, wird dies oft nicht explizit ausgesprochen, sondern einfach etwas weggelassen, weil nicht genug Zeit oder Mittel vorhanden sind. Wir wissen, dass es dabei vielfach um Gespräche, Begleitung oder Anleitung geht, also um Tätigkeiten, die Verletzlichkeit verringern können und im Weglassen diese verstärken.

Ein weiteres Phänomen des Verletzens ist die physische oder psychische Gewalt. Sie kann von beiden Seiten ausgehen: von den Pflegenden oder den zu Pflegenden. Studien zeigen, dass das Aggressionspotenzial in Notaufnahmen, etwa durch Suchtmittelgebrauch, steigt. Auch psychisch kranke oder demenzkranke Menschen können in schwierigen Situationen aggressiv reagieren und zu Gewalttätigkeit neigen. Im professionellen Kontext stellt sich die Frage, ob dieses Verhalten krankheitsbedingt oder absichtlich auf eine bestimmte Person bezogen ist. Wiederum ist eine situationsspezifische Einschätzung gefragt, nicht eine Verallgemeinerung. Wichtig ist zu verstehen, worum es in der jeweiligen Situation geht und wie mit der eigenen und der Verletzlichkeit der anderen umgegangen wird. Pflegendе und zu Pflegendе können hier sowohl Opfer als auch Täter sein.

Wie Verletzlichkeit erlebt wird

In den letzten zehn Jahre zeigt sich eine enorme Zunahme an Untersuchungen zum Thema der Verletzlichkeit bestimmter Personengruppen. Manche Studien gehen mit der Fragestellung heran, wie verletzlich eine Person ist, wenn sie beispielsweise an einer bestimmten Erkrankung leidet. Andere Studien betrachten Verletzlichkeit als Ergebnis bestimmter Umstände. In anderen Studien wiederum handelt es sich um eine gemischte Herangehensweise, bei der die ursprüngliche Frage und das Ergebnis

nicht immer klar voneinander zu trennen sind. Die Studien zum Thema Verletzlichkeit umfassen Gruppen wie ältere, gebrechliche oder intensiv gepflegte Menschen, psychiatrisch behandelte Personen, in Armut lebende Menschen, Familien mit kranken Kindern oder Kinder mit seltenen Erkrankungen sowie pflegende Angehörige. Was all diese Gruppen gemeinsam haben, ist die Bedrohung ihrer Integrität, die zu körperlichen und emotionalen Abhängigkeiten führen kann. Betroffen sind hier auch pflegende Personen bzw. Familien mit einer Pflegeverantwortung, da sie zum einen durch eine verminderte Teilhabe am sozialen Leben an den Rand der Gesellschaft gedrängt bzw. durch die Art der Erkrankung marginalisiert werden. Dies führt zu Einsamkeit, ein wachsendes gesellschaftliches Phänomen der modernen Zeit. Auf der anderen Seite berichten Studien auch von positiven Aspekten. Wenn Menschen sich ihrer Verletzlichkeit bewusst werden, kann dies zu einem tieferen Verständnis ihrer Lebensweise führen. Besonders pflegende Angehörige erleben diese Dualität: Einerseits erleben sie durch die Pflege anderer Menschen zeitliche und finanzielle Einschränkungen, andererseits verändert sich ihr Alltag teilweise auch positiv, etwa hinsichtlich ihrer Beziehungen zu den zu Pflegenden. Ein stärkender Faktor in diesem Zusammenhang sind soziale Netzwerke, die als eine der wichtigsten stützenden Ressourcen gelten. Soziale Eingebundenheit hat bekanntermaßen einen positiven Einfluss hinsichtlich der Krankheitsbewältigung.

Für zu Pflegende, seien es Patient*innen, Klient*innen oder Bewohner*innen, ist eine bestimmte Art der Verletzlichkeit im System angelegt. Dies ist der asymmetrischen Beziehung zuzuschreiben. Institutionell stehen diese Gruppen oft am unteren Ende der Hierarchie. Auch wenn Patient*innen im Mittelpunkt stehen sollen, werden sie oft als „Mittel und Punkt“ gesehen. Existenziell befinden sich diese Personen in einer für sie bedrohlichen Situation, was sie verletzlich macht. Kognitiv wird dies durch das Ungleichgewicht zwischen Experten- und Laienwissen verstärkt, unabhängig davon, ob die Person chronisch krank ist und über ein hohes Wissen über ihre Erkrankung verfügt oder nicht. Systembedingte Faktoren verstärken also die Verletzlichkeit zusätzlich: durch einen ungleichen Wissensstand, durch eine einseitige Kommunikation und durch nicht wahrgenommene Bedürfnisse. Aus dieser Ungleichheit erwächst eine ethische Verantwortung für diejenigen, die die zu Pflegenden betreuen.

Die Quellen der Verletzlichkeit von Pflegenden liegen in der Konfrontation mit dem Leid anderer, mit Krankheit und Sterben. Hinzu kommen Ressourcenmangel, fachliche Abhängigkeiten und hierarchische Strukturen zwischen Angehörigen verschiedener Gesundheitsberufe, die die Entscheidungsautonomie einschränken. Manchmal spielt auch mangelndes Fachwissen eine Rolle, wodurch sich Pflegende selbst verletzlich machen. Darüber hinaus können Pflegende auch Opfer physischer oder psychischer Gewalt werden, sei es durch Angehörige, Patient*innen oder auch innerhalb des Teams. Die Konsequenzen dieser Belastungen sind vielfältig: Frustration, Angst, körperliche Beschwerden, Burnout sowie emotionaler und psychischer Stress. Beson-

ders problematisch wird es, wenn Pflegende dadurch Schwierigkeiten haben, in einen echten Dialog mit den zu Pflegenden zu treten. Ein Dialog auf Augenhöhe, nicht hierarchisch, sondern dialogisierend, ist essenziell für eine professionelle Pflegebeziehung. Wenn Pflegende aufgrund von Ressourcenmangel oder anderen Einschränkungen ihre Arbeit nicht so leisten können, wie sie möchten, bedarf es des Selbstschutzes mit der Folge einer gewissen Depersonalisierung, wodurch die Verletzlichkeit auf beiden Seiten verstärkt wird. In solchen Fällen wird der Mensch hinter der Bewohnerin, dem Klienten oder der Patientin nicht mehr wahrgenommen. Dies ist letztlich kein schuldhaftes Handeln, sondern das Resultat systembedingter Faktoren, das seinerseits zu „pathogener Verletzlichkeit“ führt. Sie entsteht durch soziale Strukturen, in denen Kommunikation und soziale Interaktion aufgrund ungünstiger Rahmenbedingungen nicht mehr möglich sind, wodurch die moralische Integrität der Pflegenden eingeschränkt wird – was moralischen Stress erzeugt. Moralischer Stress ist an sich positiv, da er zeigt, dass wir ein Gewissen haben. Doch wenn er in krankmachenden Stress (Distress) umschlägt, werden die Handlungsmöglichkeiten stark eingeschränkt, was letztlich zu Burnout führen kann. Das heißt, wenn Pflegende ihre Arbeit nicht so leisten können, wie es ihr Berufsethos vorschreibt, geraten sie in einen Zustand von Distress. Dies schädigt nicht nur ihre eigene moralische Integrität, sondern auch die der gesamten Pflegebeziehung.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Wir alle sind verletzlich. Verletzlichkeit ist der Regelfall, während Autonomie die Ausnahme bleibt. Dies zeigt sich auch darin, wie sehr wir uns absichern, sei es durch Versicherungen oder soziale Systeme. Das Auto ist versichert, das Haus, das Fahrrad, das ganze Leben ist ab-/ge-/versichert. Das Versicherungswesen macht deutlich, wie viel Schutz wir benötigen, um unserer menschlichen Verletzlichkeit begegnen zu können. Diese Verletzlichkeit bringt eine geteilte Verantwortung mit sich. Sie fordert uns auf, Verantwortung füreinander zu übernehmen, nicht nur im Krankheitsfall, sondern generell, denn sie ist ein verbindendes Element zwischen uns Menschen. Im pflegerischen Kontext bedeutet dies, dass wir uns bewusst machen und entscheiden müssen, wie wir mit dieser geteilten Verletzlichkeit umgehen wollen.

Die Begegnung als der Ort des Ethischen

Vulnerabilität ist kein ethisches Prinzip wie Autonomie, Gerechtigkeit, Wohltun oder das Vermeiden von Schaden, sie ist vielmehr ein Phänomen, das diese Prinzipien herausfordert. Wie gehen wir mit Autonomie um vor dem Hintergrund der Tatsache der Verletzlichkeit, wie mit Gerechtigkeit? Diese Fragen müssen situationsspezifisch und individuell beantwortet werden, so viel sollte mit dem bisher Gesagten deutlich geworden sein. Es gibt keinen nationalen, keinen technischen, keinen auf spezielle Berufsgruppen bezogenen Standard, der den Umgang mit Verletzlichkeit regelt. Hier können wir von der Philosophie lernen, insbesondere von Emmanuel Lévinas, einem französischen Philosophen. Er sagt: „Die Begegnung ist der Ort des Ethischen.“ Ethik

entsteht in der Art und Weise, wie wir einander begegnen. Lévinas betont, dass die Begegnung zuerst erlebt wird, bevor sie kognitiv erfasst werden kann. Das Erleben steht im Vordergrund und zeigt uns, wer uns gegenübersteht. Wenn wir jemandem begegnen, entsteht zuerst Unsicherheit, aber vielleicht auch Neugier. Diese Begegnung ist durch das Anderssein des Gegenübers gekennzeichnet und bringt eine Verantwortung mit sich, nämlich den Schutzbereich der gegenseitigen Verletzlichkeit zu wahren, nicht aus der Pflicht, sondern aus der Erfahrung geteilter Verwundbarkeit. Nach Lévinas können wir uns dieser Verpflichtung nicht entziehen. Sie entsteht nicht aus unserem Willen, sondern aus der Begegnung selbst. Das Ethische kann dabei gut oder weniger gut sein, es ist das, was wir in dem Moment wahrnehmen und empfinden.

Verletzlichkeit und Abhängigkeit sind also eng miteinander verwoben. Wir alle sind verletzlich und auf Unterstützung angewiesen, im Krankheitsfall mehr, in der Pflegebedürftigkeit noch stärker, aber auch im Alltag. Autonomie als Prinzip kann gefördert werden, aber vollständige Autonomie ist nicht möglich, da der Mensch ein soziales Wesen ist. Für andere zu sorgen ist eine ethische Reaktion, die nicht nur im beruflichen Pflegekontext gilt, sondern im gesamten Leben.

Professionelle Pflege als Schlüsselement

Die Pflege hat jedoch in Sachen Verletzlichkeit einen besonderen Auftrag, indem sie in der Befriedigung von psychischen und psychosozialen Bedürfnissen unterstützt, die aufgrund eingeschränkter Möglichkeiten entstehen, oft auch schlicht in der Bewältigung des Alltags. Die Pflegebeziehung ist hierbei ein Schlüsselement, insbesondere in der personenzentrierten Pflege. Personenzentrierte Pflege, ein Konzept, das ursprünglich von dem Sozialpsychologen und Gerontologen Tom Kitwood im Kontext der Demenz entwickelt wurde, hat mittlerweile weitere Kreise gezogen. Sie umfasst drei wesentliche Elemente: die Verpflichtung zu kontinuierlicher Pflege, ausreichendes Fachwissen und die Wahrung der Integrität der Person. Integrität als die Übereinstimmung von persönlichen Werten, Normen und Vorstellungen mit dem eigenen Denken und Handeln ist wiederum eng mit dem Begriff der Würde verbunden. Giovanni Maio beschreibt die Pflege als eine integritätserhaltende oder -entwickelnde Tätigkeit. In der Pflege geht es darum, nicht nur die körperliche, sondern auch die emotionale und soziale Integrität der zu Pflegenden zu wahren, besonders dort, wo Heilung nicht mehr möglich ist. Gute Pflege schafft ein Gefühl von Ganzheit, selbst im Erleben von Krankheit oder Gebrechlichkeit. Sie basiert auf der Überzeugung, dass Verletzlichkeit kein Störfaktor ist, sondern ein Ausgangspunkt für Beziehung, Verantwortung und professionelle Nähe.

Professionelle Pflege erfordert daher auch, die eigene Verletzlichkeit anzuerkennen und das Erleben von Vulnerabilität zu verstehen. Wenn wir krank sind oder uns angeschlagen fühlen, reagieren wir oft sensibel oder gereizt. Diese Verletzlichkeit wahr-

zunehmen, auch bei anderen, erfordert Sensibilität, da sie oft nicht ausgesprochen wird, sei es aus Scham oder anderen Gründen der Zurückhaltung. Es ist wichtig, sich bewusst zu machen, dass Krankheit für die betroffenen Menschen etwas Besonderes und Außergewöhnliches ist – im Gegensatz zur Routine, die sie für Pflegepersonen darstellt. Diese Perspektive anzuerkennen und es dem Gegenüber auch zu zeigen, ist ein entscheidender Schritt. Manchmal braucht es in der Pflege nicht mehr Zeit, sondern nur eine kleine Geste: ein Handauflegen, eine Frage oder einfach ein spürbares Hinsehen. Oft reichen zwei Worte, um etwas zu bewirken. Manchmal ist es auch nur ein Wort, das den Unterschied macht.

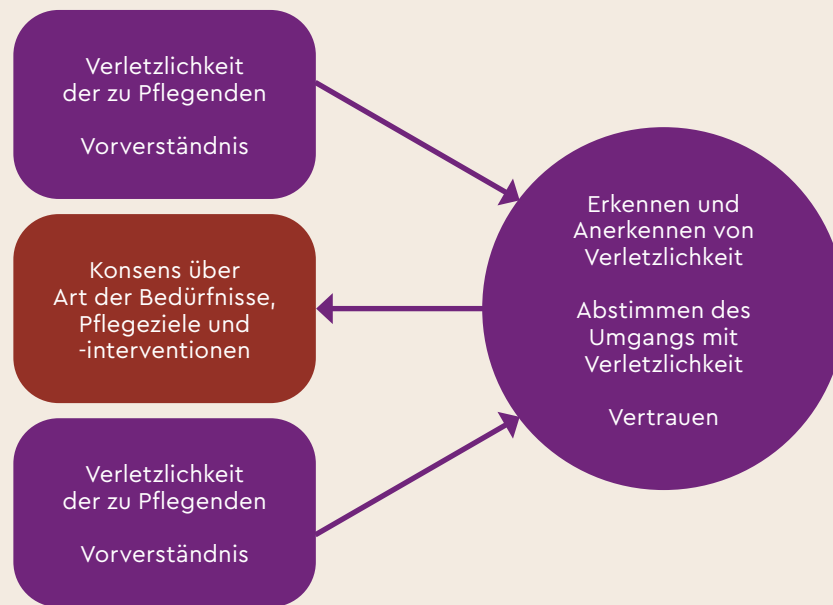


Abb. 3.: Verletzlichkeit und Rolle der professionellen Pflegebeziehung, Schrems 2020

Doch wie kann dies in der alltäglichen Pflegepraxis gelebt werden? Was braucht es, um es in die professionelle Pflege zu integrieren (s. Abb. 3)? Der Ausgangspunkt ist die Unbestimmtheit des Gegenübers, die Andersheit des Anderen. Es erfordert einen verstehenden Zugang. Das bedeutet, dass die Erkenntnisse, das Wissen, das Erleben und die Erfahrungen des Anderen auf gleichberechtigter Ebene einbezogen werden. Dazu ist ein offener Dialog notwendig, ein Dialog auf Augenhöhe. Ebenso wichtig ist eine fundierte Anamnese. In meiner Arbeit beschäftige ich mich auch mit der Pflegediagnostik. Dabei stelle ich immer wieder die Frage: Was ist Fachwissen und was wissen wir von der Lebenswelt der Betroffenen? Oft reicht ein Verhältnis von achtzig Prozent Fachwissen und zwanzig Prozent Wissen aus der Lebenswelt aus, insbesondere bei standardisierbaren Problemlagen der Patientinnen und Patienten. Doch manchmal brauchen wir mehr Wissen aus der Lebenswelt der Menschen.

Dann müssen wir genauer hinschauen: Was steckt hinter dem Verhalten der Person? Warum fühlt sie sich so? Was ist in ihrer Lebenswelt passiert oder was geschieht dort gerade? Nur durch eine fundierte Anamnese können wir dies herausfinden. Ein zentraler Aspekt hierbei ist die Zusammenführung von Biografie und Pathografie. Was macht die Krankheit mit dem Leben dieser Person? Und umgekehrt: Wie beeinflusst das gelebte Leben die Krankheit? Es gibt hier eine wechselseitige Beziehung. Einerseits wirkt die Krankheit auf das aktuelle Leben ein, andererseits prägt das bisherige Leben die Art und Weise, wie die Krankheit erlebt wird. Ein weiterer wichtiger Punkt ist das Erfassen von Stress- und Belastungssituationen. Oft wird vergessen bzw. nicht erfasst, was die betroffene Person tatsächlich stresst. Vielleicht ist es nicht die Krankheit selbst, sondern die Kinder, die zu Hause nicht betreut werden können. Oder die Eltern, die ebenfalls Pflege benötigen. Vielleicht ist es die finanzielle Unsicherheit, wenn jemand selbständig ist und im Falle von Krankheit kein Einkommen hat. Solche Situationen können erheblichen Stress erzeugen. Aus professioneller Sicht geht „Gesundheit vor“ – doch können sich das alle leisten?

Zu guter Letzt ist ein weiterer, entscheidender Punkt die Reflexion der eigenen Verletzlichkeit. Es ist ein wesentlicher Aspekt, um das Phänomen der Verletzlichkeit wahrnehmen und reflektieren zu können. Wo liegen meine eigenen blinden Flecken, die mich verletzlich machen? Wo sind meine schwachen Stellen? Gleichzeitig sollten wir uns auch unserer Stärken bewusst sein, die wir gezielt einsetzen können. Verletzlichkeit wahrzunehmen ist kein Zeichen von Schwäche, es ist der Kern einer ethisch begründeten Pflegepraxis. Unsere grundlegende Verletzlichkeit fordert dazu auf, aufmerksam zu sein, zuzuhören, sich einzulassen und Verantwortung zu übernehmen. In der Begegnung zwischen Pflegenden und Patient*innen entsteht ein Raum, in dem Respekt, Würde und Fürsorge möglich werden. Wer die eigene Verwundbarkeit anerkennt, kann achtsam mit anderen umgehen. Eine Pflege, die Verletzlichkeit als gemeinsame menschliche Erfahrung begreift, trägt wesentlich zur Gestaltung einer integritätswahrenden und personenzentrierten Versorgung bei.

Diversitätskompetenz im Gesundheitswesen: Verletzlichkeit als Ressource erkennen

Prof. Dr. Ilka Benner

**Ostfalia Hochschule für angewandte Wissen-
schaften, Fakultät Gesundheitswesen**

Hintergrund der Studie

Unsere Gesellschaft ist vielfältig – Diversität zeigt sich in zahlreichen sozialen Dimensionen wie Geschlecht, Herkunft, Alter oder Religion. Diese Dimensionen sind sozial hergestellt und haben Einfluss auf Privilegien und Benachteiligungen. Oft greifen sie ineinander („Intersektionalität“) und bestimmen darüber, welche Teilhabe- und Verwirklichungschancen Menschen im Alltag und speziell im Gesundheitswesen haben. Doch gerade hier erleben viele Menschen, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen, Ausgrenzung oder Unsicherheit. Folgendes Beispiel verdeutlicht diese Situation: Paul, 75 Jahre alt und Transmann, sorgt sich um seine Zukunft im Pflegeheim.

„Was, wenn Pflegerinnen oder andere Bewohnerinnen Vorurteile gegenüber LGBTQI*-Personen haben? Für mich gibt es keine Möglichkeit, meine Identität zu verbergen. Es braucht Einrichtungen, die sensibel mit Vielfalt umgehen – und vor allem mehr Wissen und Offenheit.“ (Kuckert-Wöstheinrich 2022, S. 101)

Darüber hinaus berichten insbesondere Inter*-Personen über negative Erfahrungen. Patient*innen und Mitarbeitende (und auch andere Akteur*innen, z. B. Besucher*innen) erleben Ausgrenzung / Diskriminierung / Unverständnis, wenn sie den dominanten Normen nicht entsprechen. Betroffene Personen entwickeln häufig sogenannten Minoritätenstress aufgrund der stereotypen Haltungen und (Be-)Handlungsweisen der Mitarbeitenden im Gesundheitswesen, welcher häufig zur Nichtinanspruchnahme gesundheitlicher Maßnahmen, z. B. Vorsorgeuntersuchungen, führt. 7,4 Prozent der Bevölkerung in Deutschland identifizieren sich mit der Gruppe der LGBTQI*-Personen, insbesondere bei älteren LGBTQI*-Personen sitzt die Angst vor Diskriminierung tief, Zurückgezogenheit und Einsamkeit sind verbreitet. Aber auch Ärzt*innen mit Migrationshintergrund berichten zunehmend von Diskriminierung. Insgesamt lassen sich keine umfassenden Aussagen über Diskriminierung im Gesundheitswesen treffen, da diese aufgrund der unzureichenden Datenlage hierzu weitgehend unsichtbar bleibt. Gerade in der Pflege, einem Bereich besonders hoher Vulnerabilität, ist es unerlässlich, auf die Unterschiede zwischen Menschen bzw. auf die gesamte Individualität aller Einzelnen sensibel einzugehen. Diversitätskompetenz wird so zu einer zentralen beruf-

lichen Kompetenz. Daher ist es besonders wichtig, Diversitätskompetenz als Teil der Pflegeausbildung zu stärken, wie die Charta der Vielfalt nahelegt. Studien und Curriculumanalysen zeigen erste Fortschritte und verdeutlichen gleichzeitig den Bedarf an Struktur- und Prozessreformen, um zu erreichen, dass im Gesundheitswesen alle Menschen gerecht und personenzentriert versorgt werden. Dieser Beitrag soll zeigen, in welchem Maße Diversitätskompetenz in den aktuellen Ausbildungsgängen zur Pflegekraft berücksichtigt wird.

Was bedeutet Diversitätskompetenz in der Pflege?

Diversitätskompetenz von Mitarbeitenden im Gesundheitswesen sowie in der Pflege umfasst gemäß der hier präsentierten Studie – in Anlehnung an Smykalla (2006) sowie an die Konzeption beruflicher Handlungskompetenz der Kultusministerkonferenz (2021) – vier gleichberechtigt nebeneinanderstehende Bereiche:

1. *Haltung*: Diese ist geprägt durch die persönliche Motivation, Diskriminierung aktiv entgegenzuwirken und gesellschaftlichen Wandel sowie Teilhabe zu fördern. Wertschätzung, Empathie und Sensibilität für unterschiedliche Bedürfnisse stehen dabei im Mittelpunkt.
2. *Wissen*: Pflegekräfte verfügen über Kenntnisse zu gesellschaftlichen Ungleichheiten, deren Auswirkungen auf Handlungsspielräume und über rechtliche sowie ethische Grundlagen. Sie sind sich der eigenen gesellschaftlichen Position bewusst und reflektieren Normalitätsvorstellungen kritisch.
3. *Können*: Diversitätskompetenz beinhaltet Reflexions-, Kritik-, Konflikt- und Kommunikationsfähigkeit sowie die Bereitschaft zum Perspektivwechsel. Und sie umfasst einen sicheren Umgang mit Unsicherheiten.
4. *Handeln*: Diversitätssensibles Handeln bedeutet, mit allen Patient*innen individuell umzugehen. Es zeigt sich ebenfalls im Engagement zur aktiven Verankerung von Vielfalt und Teilhabe auf institutioneller Ebene sowie in der Unterstützung gesellschaftlichen Wandels.

Diversitätskompetenz im Studium der Pflegewissenschaft: Vorgehen und Ergebnisse der Curriculumanalyse

Die hier vorgestellte Curriculumanalyse (Work in Progress) im Projekt CuPiD (Curriculumanalyse, Pflegewissenschaft inklusive Diversität) setzt auf der Ebene der Modulbeschreibungen an und wird zu einem späteren Zeitpunkt auch die zugehörigen Prüfungsordnungen berücksichtigen. Untersucht wurden die pflegewissenschaftlichen Studiengänge, die auf der Plattform pflegestudium.de gelistet sind.

Die Analyse bedient sich der gezielten Suche nach folgenden Schlagworten in den Modulhandbüchern und zugehörigen Dokumenten: divers*, Vielfalt / vielfältig, Inklus* / inklusiv, Verschieden(heit), Ungleich(heit), interkulturell / Interkulturalität, Gender, Peer, student engagement, constructive alignment, Differenz / different, plural, Behin-



der*/behindert sowie Benachteiligung / benachteiligt, sexuell, LGBT*. Die Schlagworte wurden anhand der aktuellen und grundlegenden Literatur über gesellschaftliche Diversität, Diversitätskompetenz (im Gesundheitswesen) sowie zur didaktischen Umsetzung diversitätssensiblen Lehrens und Lernens ausgewählt.

Um zu erkennen, inwieweit Diversitätskompetenz bereits Gegenstand der Ausbildung von Pflegenden ist, führe ich eine bundesweite Analyse pflegewissenschaftlicher Studiengänge durch. Bislang wurden 25 Bachelor- und Masterstudiengänge an siebzehn Hochschulstandorten in Deutschland untersucht. Dabei stellte sich heraus, dass Diversitätskompetenz noch nicht flächendeckend und zuweilen wenig sichtbar im Curriculum verankert ist. Lediglich sechs Bachelorstudiengänge bieten eigenständige Module dazu an, in den Masterstudiengängen fehlt dies bislang völlig. In weiteren elf Bachelorstudiengängen und zwei Masterstudiengängen werden Diversitätsthemen innerhalb anderer Module vermittelt. Einige Studiengänge benennen Diversität als Querschnittsthema oder verankern das Thema in ihren Leitlinien und Prüfungsordnungen, bei anderen bleibt der Bezug unverbindlich oder beschränkt sich auf Wahlpflichtmodule.

In den Studiengängen, welche Diversität auch in ihren Leitlinien und Zielsetzungen aufgreifen, geht die Auseinandersetzung mit dem Thema über einzelne Module hinaus: In einem Fall wurde das Prinzip des „Constructive Alignment“, also der Anpassung von Lerninhalten und Prüfungen auf die angestrebten Lernziele, in Bezug auf Diversitätskompetenz explizit als Grundlage der Modulkonstruktion im Modulhandbuch festgeschrieben. In einem weiteren Studiengang ist die Entwicklung interkultureller Kompetenz als übergeordnetes Qualifikationsziel genannt. Zwei Studiengänge führen Diversität als Querschnittsthema und betonen somit dessen Relevanz über alle Inhalte hinweg. In einem Fall ist die Berücksichtigung von Diversitätsaspekten sogar in der Prüfungsordnung verankert. Diese Beispiele zeigen, dass Diversität(-skompetenz) nicht nur in einzelnen Modulen, sondern auch strukturell in Studiengangsziele und Prüfungsordnungen integriert werden kann, womit sie dann für alle Akteur*innen und Inhalte im Studiengang ausschlaggebend wird. Dennoch bleibt die umfassende und systematische Integration von Diversitätsthemen weiterhin eine wichtige Entwicklungsaufgabe für die Ausbildung im Gesundheitswesen. So wird in fünf Bachelor- und vier Masterstudiengängen der untersuchten Ausbildungsstandorte das Thema Diversity / Diversität(-kompetenz) nicht erwähnt, weder als Modul noch in den Zielen oder als Querschnittsthema.

Leuchttürme: Gute Beispiele aus der Curriculumanalyse

Einige Studiengänge zeigen bereits heute vorbildlich, wie die Themen Vielfalt und Chancengerechtigkeit sowie Diversitätskompetenz verbindlich und konkret in die akademische Pflegeausbildung integriert werden können:

Prüfungsordnung: Eine Hochschule stellt die Gleichbehandlung von Studierenden mit Behinderung, chronischer Erkrankung, Migrationshintergrund oder in besonderen Lebenssituationen sicher. Module können in begründeten Ausnahmefällen individuell angepasst werden, so ist es in der Prüfungsordnung verbindlich geregelt (Standort 5).

Querschnittsthema Interprofessionalität und Diversität: Diversität wird ausdrücklich als Perspektive für exemplarische Lerninhalte genannt. Ebenso wird die kompetente Zusammenarbeit mit verschiedenen Menschen und Professionen als zentraler Bestandteil des Pflegeberufs hervorgehoben.

Konkretisierung diversitätssensibler Kompetenzen: Im Curriculum werden Kompetenzen im Umgang mit Konflikten, Diskriminierung sowie kulturellen Perspektiven auf existenzielle Themen wie Tod und Sterben benannt (Standort 9). In einem weiteren Studiengang wird die Förderung von Solidaritätsfähigkeit nach Klafki als Leitbild aufgeführt (Standort 4).

Klarer Standpunkt zur Interkulturalität: Einzelne Angebote und Modulbeschreibungen arbeiten ein klares Bewusstsein für interkulturelle Aspekte in Pflege und Gesundheitsversorgung heraus.

Standort 4 verwirklicht einen sehr weitblickenden Ansatz: Diversität wird hier als Leitbild für den Studiengang verankert. Diversität und Diversitätskompetenz ziehen sich als Leitgedanke durch das gesamte Modulhandbuch in den folgenden Kapiteln:

- ▶ *Hintergrund & Vision:* Diversität wird als zentraler Wert beschrieben, der das gesamte Studienprogramm prägt.
- ▶ *Paradigma & Werte:* Der respektvolle, reflektierte Umgang mit Vielfalt bildet die Grundlage für Lehre und Miteinander.
- ▶ *Pädagogisches Konzept:* Es wird betont, dass kulturelle Diversität weit über bloße nationale Zugehörigkeit hinausgeht und individuelle Lebenswege und Akkulturationen einbezieht.
- ▶ *Internationalisierung:* Interkulturelle Kompetenz wird als wichtige Zukunftskompetenz verstanden und in Lehrangebote integriert.

Interkulturelle Kompetenz wird im Modulhandbuch von Standort 4 auf das Individuum bezogen definiert und betont auf diese Weise eine starke Hinwendung zu diversitätssensibler Pflege:

„Die kulturelle Diversität kann und darf nicht auf die ‚Volkszugehörigkeit‘ oder die Nationalität reduziert werden. [...] Das Wissen über Gruppen ersetzt nicht die empathische Zuwendung zum Einzelnen mit seiner individuellen Biografie.“
(Standort 4)

Dieser Studiengang mit der Bezeichnung „Angewandte Pflegewissenschaften“, angesiedelt an der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften, beschäftigt sich in acht Bachelor- und vier Mastermodulen konkret mit Diversität sowie der Entwicklung von Diversitätskompetenz. In praktischen Übungen werden vielfältige Rollenbilder, Lebensrealitäten und Perspektivwechsel erlebbar gemacht, beispielsweise durch Fallvignetten und Pflegesimulationen mit Diversitätsbezug.

Implementationsarten der diversitätsbezogenen Inhalte

In **allgemeinen Modulen zur Förderung kommunikativer Kompetenzen** (z. B. Beratung, Konfliktmanagement) werden am Standort 4 diversitätssensible Kommunikationsformen und diskriminierungsfreie Sprache thematisiert. **Sozialwissenschaftliche Grundlagenmodule** bieten Raum für Genderdiskurse und fördern die Reflexion der eigenen Berufsbiografie sowie der ethischen Verantwortung im Gesundheitswesen. Diversitätsinhalte sind zudem Bestandteil **pflege- und gesundheitsbezogener Module**. Schwerpunkte werden unter anderem auf gender- und kultursensible Pflege sowie auf vielfältige familiäre Lebensweisen gelegt. Weitere Module nehmen internationale Unterschiede in Pflege und Versorgung, Versorgungs(un)gerechtigkeit sowie das Berufsethos der Pflege als Ankerpunkt für den Diversitätsansatz auf.

Neben positiven Beispielen zeigt die Analyse auch nicht wenig Optimierungspotenzial. In einigen Studiengängen beschränkt sich der Diversitätsbezug auf einzelne Aspekte (z. B. Generationenkonflikt oder Interkulturalität), während andere Aspekte unberücksichtigt bleiben. In bestimmten Modulen oder Studienbereichen fehlen Diversitätsthemen noch gänzlich. Besonders relevant dafür, ob Diversität aufgegriffen wird, ist die Ansiedlung des Studiengangs in der internen Hochschulstruktur. Demnach ist Diversität besonders häufig in der Ausbildung verankert, wenn die Studiengänge in den Gesellschafts-, Sozial- und Gesundheitswissenschaften sowie in Heilpädagogik und Pflege angesiedelt sind. Keine Berücksichtigung findet das Thema bislang, wenn die Studiengänge an medizinischen Fakultäten angesiedelt sind.

Fazit & Ausblick

Eine pflegerische Praxis, die alle Menschen individuell und gerecht versorgt, benötigt eine verbindliche und systematische Vermittlung von Diversitätskompetenz in der Ausbildung – auf allen Ebenen und in allen Studiengängen. Curricula, Lehre und Prüfungen sollten Vielfalt, Inklusion und Gerechtigkeit nicht nur berücksichtigen, sondern aktiv fördern. So werden zukünftige Pflegefachkräfte gestärkt, sensibel und professionell auf die zunehmende gesellschaftliche und berufliche Komplexität zu reagieren.

Literaturverzeichnis Prof. Dr. Günter Meyer

Maio G. (2024). Ethik der Verletzlichkeit. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder.

Frankl V. (2018 [1946]). ... trotzdem Ja zum Leben sagen. München: Penguin.

Literaturverzeichnis Berta M. Schrems

Brooks, C. P., Johnston, I., & Gilson, E. (2025): Butler J. (2006). Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Kitwood T. (2016). Demenz. Der personale Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen. Bern: Hogrefe.

Carel H. (2023). Vulnerabilization and De-pathologization: Two Philosophical Suggestions. *Philosophy, Psychiatry & Psychology*, 30(1), 73–76.

Lévinas E. (2011). Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht. Freiburg und München: Karl Alber.

Cartaxo A., Eberl I. & Mayer H. (2022). Die MISSCARE-Austria-Studie–Teil I. *HeilberufeSCIENCE*, 13(Suppl 2), 30–42.

Maio G. (2024). Ethik der Verletzlichkeit. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder.

Dodds S. (2014). Dependence, Care, and Vulnerability. In: Mackenzie C. (Hg.). (2014). *Vulnerability: New essays in ethics and feminist philosophy*. Oxford University Press, 182–203.

Maio G. (2016). Das Besondere der Pflege, Aus Sicht der Ethik und der Gesellschaft. *ProCare*, 21(4), 6–9.

Ekman I. (2022). Practising the ethics of person-centred care balancing ethical conviction and moral obligations. *Nursing Philosophy*, e12382.

Roberts S. J. (2015). Lateral violence in nursing: A review of the past three decades. *Nursing Science Quarterly*, 28(1), 36–41.

Have, H. ten (2016). Vulnerability. Challenging Bioethics. London und New York: Routledge.

Sarvimäki A. & Stenbock-Hult B. (2016). The meaning of vulnerability to older persons. *Nursing ethics*, 23(4), 372–383.

Jameton A. (1993). Dilemmas of moral distress: moral responsibility and nursing practice. In: AWHONN's clinical issues in perinatal and women's health nursing, 4(4), 542–551.

Schrems B. (2020). Vulnerabilität in der Pflege. Was verletzlich macht und Pflegende darüber wissen müssen. Weinheim: Beltz Juventa.

Kitson A., Marshall A., Bassett K. & Zeitz K. (2013). What are the core elements of patient-centred care? A narrative review and synthesis of the literature from health policy, medicine and nursing. In: *Journal of Advanced Nursing*, 69(1), 4–15.

Seidlein A. H. & Kuhn E. (2023). When nurses' vulnerability challenges their moral integrity: A discursive paper. *Journal of advanced nursing*, 79(10), 3727–3736.

Vatne S. (2017). Exposed to an Accumulation of Burdensome Feelings. *Advances in Nursing Science*, 40(2), 194–206.

Literaturverzeichnis Ilka Benner

Biele Mefebue A., Bührmann, A. D. & Grenz, S. (2022). Die Formierung des intersektionalen (Forschungs-)Feldes. Eine Skizze in kartografischer Absicht. In: Dies. (Hrsg.). *Handbuch Intersektionalitätsforschung*. Springer VS, 3–17.

Kieckbusch D. & Franke S. (2022). Respekt und Begegnung auf Augenhöhe. Interview zum Umgang mit Vielfalt im Gesundheitswesen. In: *Hamburger Ärzteblatt. Zeitschrift der Ärztekammer Hamburg und der Kassenärztlichen Vereinigung Hamburg*, 03(22), 14–15.

Brunett R. (2020). Belange von inter* Menschen–Bedarfe in der medizinischen Regelversorgung. In: Hackbart M. (Hrsg.): *Gesunde Vielfalt pflegen. Zum Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in Gesundheit, Pflege und Medizin*. Edition Waldschlösschen Materialien Heft 26, 135–144.

Kuckert-Wöstheinrich A. (2022). „The pride generation“–Sexuelle Orientierung und Genderidentität in der zweiten Lebenshälfte. Implikationen für die Pflege. In: Lux G. & Matusiewicz D. (Hrsg.): *Pflegemanagement und Innovation in der Pflege. Wie sich Mensch und Maschine sinnvoll ergänzen*. Wiesbaden: Springer Gabler, 95–109.

Kultusministerkonferenz (2021). Handreichung für die Erarbeitung von Rahmenlehrplänen der Kultusministerkonferenz für den berufsbezogenen Unterricht in der Berufsschule und ihre Abstimmung mit Ausbildungsordnungen des Bundes für anerkannte Ausbildungsberufe. Berlin: Sekretariat der Kultusministerkonferenz.

Müller, D. (2024). Diversity-Kompetenz als Schlüsselkompetenz für Fachkräfte im Gesundheits- und Sozialwesen. (Auch) auf der Ebene der Fachkräfte ansetzen. In: Barthel M., Benner I., Müller D. & Scheidler C. (Hrsg.): Diversität lehren in Studiengängen des Gesundheits- und Sozialwesens. Handreichung. Göttingen, 11–14.

Smykalla S. (2006). Was ist Gender?, hrsg. v. GenderKompetenzZentrum, http://www.genderkompetenz.info/w/files/gkompzpdf/gkompz_was_ist_gender.pdf (Zugriff 7.10.2025)

Weiß I. C. (2020). Trans* in der Pflege. In: Hackbart M. (Hrsg.): Gesunde Vielfalt pflegen. Zum Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in Gesundheit, Pflege und Medizin. Edition Waldschlösschen Materialien Heft 26, 169–176.



»Man muss das Schwere lieben lernen. Nur das, was uns verwundet, bringt uns weiter.«
Hermann Hesse „Demian“

Impressum

FAW Forum 10.07.2025

Veranstalter und Herausgeber FAW gGmbH, Gesellschaft zur Förderung altersgerechten Wohnens

Fotografien, wo nicht anders angegeben: Torsten Falk **Konzeption und Gestaltung** Oliver Kandale, Abenteuer Design

Veranstaltungs- und Projektmanagement Gabriele Lang **Lektorat:** Dr. Dagmar Deuring



